Wag. Leg.
14 a
GS
10.155
– 1 –

C. J. Wagenseil. Kempten 18

Historische Unterhaltungen für die Jugend

von

C. J. Wagenseil,
Königlich Baierschem Rath des Illerkreises.

Historia — vitae magistra.
Cicero.

Erstes Bändchen.
Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit Kupfern.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Nürnberg, 1817.
Bei Friedrich Campe.

Vorbericht.

Die Historischen Unterhaltungen für die Jugend, welche ich in den Jahren 1781 bis 1783 in der damaligen Klett- und Frankischen Buchhandlung zu Augsburg herausgab, erscheinen hier in einer neuen, ganz umgearbeiteten und aus sechs Bändchen bestehenden Ausgabe, da die erste seit mehreren Jah-

ren völlig vergriffen, nach dem Buch vergebene Nachfrage geschehen ist, und jene Verlagshandlung längst aufgehört hat. Mehrere gelehrte und allgemein geachtete Männer lohnten den ersten Versuch, mit dem der Verfasser als Volks- und Jugendschriftsteller auftrat, mit Beyfall. Mehrere Jugendlehrer nahmen jene Unterhaltungen von freyen Stücken und überzeugt von ihrer Zweckmäsigkeit und Nützlichkeit, theils zum öffentlichen, theils zum Privatunterricht auf und es ist weder Praleren, noch Uebertreibung, wenn ich sage: sie wurden in Pallästen und Hütten von der Jugend gerne gelesen, worüber ich schätzbare Zeugnisse in Händen habe. Ich habe die Freude gehabt, die Thränen ei-

nes siebenzigjährigen Greisen fließen zu sehen, der mir mit einem herzlichen Händedruck für die Belehrungen dankte, die seine Enkel durch meine Büchlein erhielten, und die öffentlichen Beurtheilungen in kritischen Journalen waren so ermunternd, daß ich überzeugt seyn durfte, mit jener Arbeit etwas nützliches geleistet zu haben. Sie blieb mir daher beständig werth und ich finde mich verpflichtet, sie in ihrer neuen Gestalt auch wirklich verbessert hervortreten zu lassen. Ob ich diese Pflicht erfüllt habe, wird die Vergleichung mit der ersten Ausgabe auf jeder Seite zeigen. Ich habe diese neue nicht nur vollständiger bearbeitet, sondern auch besser und chronologischer geordnet, obwohl

man mir das ehemalige unchronologische beynahe zum Verdienst angerechnet und geglaubt hatte: ich habe dadurch auf den Unterschied der Zeitalter aufmerksam machen wollen. *) Nach meiner durch Erfahrung geleiteten Ueberzeugung aber muß ich jene Sprünge von einem Jahrhundert in das andere, vor- oder rückwärts, eher für Fehler, als für Verdienst halten und daher wollte ich lieber eine bessere Zeitfolge herstellen und zu chronologischer Ordnung leiten, als jenes frühere Durcheinanderwerfen beybehalten. Den Unterschied der Zeitalter wird man der

*) Allgemeine deutsche Bibliotheck 60r Bd. 2s St. S. 551. f.

Jugend leichter auf andere Art, als durch jene unchronologische Folge, bemerklich machen können.

Die vormaligen oft nur zu kurzen Erzählungen habe ich durch Fakta erweitert, dagegen mich des überflüssigen Moralisirens möglichst enthalten, habe mich bestrebt, in einer fehlerfreyern allgemein verständlichen Sprache mit der Jugend zu reden und vieles bestimmter und einfacher darzustellen, als früher von mir geschehen ist. Diese kleinen Lebensgemälde verdienter Männer und Frauen der merkwürdigsten Länder und Völker, sind übrigens nach Nationen und Epochen gestellt. Ich war erst Willens, je-

dem Haupt-Abschnitt eine kurze Geschichte derjenigen Nation vorangehen zu lassen, aus welcher die wichtigsten Personen zur Darstellung gewählt wurden; aber die gemachten Versuche zeigten mir, daß sie zu unvollständig geworden wäre und deßhalb gab ich jenen Gedanken wieder auf, um so mehr, als nicht die Erlernung der Geschichte im Zusammenhang der Zweck gegenwärtiger Arbeit ist, sondern nur: durch gedrängte Darstellung merkwürdiger Menschen aus der allgemeinen Weltgeschichte der Jugend einen Vorschmack von der Geschichte überhaupt zu geben, um sie für das dereinstige systematische Studium derselben zu gewinnen. Ausserdem würde ich

meinen frühern Plan ganz aufzugeben und ein neues Werk nach einem andern haben liefern müssen.

Einsichtsvolle Pädagogen haben den Grundsatz als unbezweifelt wahr angenommen: „Man muß dem Kind erst Materialien bekannt machen, ehe es zum systematischen Studium der Geschichte angeführt werden kann" *) und „da sinnliche, individuelle und einfache Gegenstände für die erste Unterweisung die angemessensten sind, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß man den hi-

*) Ephemeriden der Menschheit von Iselin 1781, das 7te Stück S. 3. f. f.

storischen Unterricht mit biographischen Nachrichten und nicht mit eigentlicher Universalhistorie anfangen müsse." *) Die Materialien für gegenwärtiges erstes Bändchen glaubte ich am besten im Plutarch und andern Alten zu finden. In der Religionsgeschichte nutzte ich Warburtons göttliche Sendung Mosis, Niemeyers Charakteristik der Bibel, Reinhard und andere.

In den übrigen Bändchen folgen nach und nach die Deutschen der ältern, mittlern und neuern Zeit, Fran-

*) Allgemeine deutsche Bibliotheck am angeführten Ort.

zosen, Italiener, Engländer, Schottländer, Portugiesen, Spanier, Ungarn, Dänen, Schweden, Russen und Morgenländer. Jedes Bändchen wird überdies in einem Anhang eine kurze zusammenhängende Darstellung irgend einer merkwürdigen Weltbegebenheit enthalten, z. B. die Verschwörung des Catilina, — die Geschichte der Kreutzzüge, des Bauernkrieges, der Wiedertäufer u. s. w. Das Ganze ist auf sechs Bändchen berechnet, sollte aber das Publikum dieses Unternehmen länger zu unterstützen geneigt seyn, so dürfte es an Materialien zu einem Paar Supplementbändchen nicht fehlen.

Daß diese neue Ausgabe vor der frühern durch die Kupfer, womit sie die Verlagshandlung ausstattete, einen wesentlichen Vorzug erhalten habe, wird niemand verkennen.

Kempten im August 1816.

Wagenseil.

Inhalts-Anzeige.

I. Assyrer.

Seite.

1) Belus und Ninus. . . . 1

2) Semiramis 3

3) Sardanapalus 6

II. Egypter.

Sesostris 9

III. Israeliten.

1) Abraham 13

2) Möse 18

Seite.

3) David 26
4) Jesus Christus . . . 33
5) Paulus der Apostel . . 46

IV. Perser.

1) Cyrus . . . 56
2) Xerxes I. 60
3) Darius Kodomannus . . 63

V. Karthaginienser.

1) Hanno 68
2) Hannibal 71

VI. Griechen.

1) Orpheus 76
2) Homer 80
3) Lycurgus 82
4) Solon 88
5) Pisistratus 97
6) Aesop 100
7) Pythagoras 109
8) Leonidas 117
9) Aristides 120

	Seite.
10) Themistocles ⸗ ⸗ ⸗	124
11) Cimon ⸗ ⸗ ⸗ ⸗	129
12) Socrates ⸗ ⸗ ⸗ ⸗	131
13) Plato ⸗ ⸗ ⸗ ⸗	139
14) Xenophon ⸗ ⸗ ⸗ ⸗	142
15) Alcibiades ⸗ ⸗ ⸗ ⸗	144
16) Dionysius der ältere und jüngere ⸗	149
17) Timoleon ⸗ ⸗ ⸗ ⸗	160
18) Epaminondas ⸗ ⸗ ⸗	165
19) Pelopidas ⸗ ⸗ ⸗ ⸗	170
20) Eumenes ⸗ ⸗ ⸗ ⸗	172
21) Phocion ⸗ ⸗ ⸗ ⸗	175
22) Alexander der Macedonier ⸗ ⸗	180
23) Philopömen ⸗ ⸗ ⸗ ⸗	187
24) Demosthenes ⸗ ⸗ ⸗	192
VII. Römer.	
1) Romulus ⸗ ⸗ ⸗ ⸗	197
2) Numa Pompilius ⸗ ⸗ ⸗	202
3) Tullus Hostilius ⸗ ⸗ ⸗	207
4) Ancus Marcius ⸗ ⸗ ⸗	211
5) Lucius Tarquinius Priscus ⸗ ⸗	213
6) Servius Tullius ⸗ ⸗ ⸗	215
7) Tarquinius der Uebermüthige ⸗	219

VIII. Anhang.

Seite.

1) Geschichte der Schiffahrt von ihrem Anfang bis auf Columbus . 223

2) Die Mysterien . . 236

I. Assy-

I.

Assyrer.

1) Belus und Ninus. 2) Semiramis. 3) Sardanapalus.

1.

Belus und sein Sohn Ninus.

Die Herkunft des assyrischen Fürsten Belus ist ganz ungewiß. Man hält ihn vielfältig für den Erbauer der Stadt Babylon, allein wahrscheinlicher ist, daß er sie nur mit Mauern umgeben habe. Er sorgte für die Sicherheit derselben und dann dachte er auch für die der übrigen Theile seines Reichs, ließ den Flüssen in den Ebenen von Chaldäa Betten graben, Moräste austrocknen und einen Kanal bauen, der den Tigris mit dem Euphrat verband. Es gereicht ihm zu großem Ruhm, daß

er zufrieden war, sein eigenes Reich blühend und glücklich zu machen, ohne nach den Ländern seiner Nachbarn zu greifen und Eroberer fremden Eigenthums zu werden. Er beschäftigte sich mit der Sternkunde und lies alle seine Wahrnehmungen über den Lauf der Gestirne auf Ziegel eingraben und in einem Thurm aufbewahren, dessen er sich zu seinen Beobachtungen des Himmels bediente. Ausserdem, daß er auch weise Gesetze gegeben hat, haben uns die alten Geschichtschreiber nichts von ihm aufbehalten. Leider sind meistens nur die Eroberer und Menschenschlachter berühmt geworden, gleich als ob stille Größe nicht mehr Bewunderung und Verehrung verdienten. Einer der größten Bogenschützen seiner Zeit, Namens Haik, soll ihn durch einen Pfeilschuß getödtet haben.

Dem Belus folgte Ninus in der Regierung, den man für seinen Sohn hält. Er war gerade das Gegentheil seines Vorgängers, — ein Krieger und Eroberer. Er schloß ein Bündniß mit den Arabern, um einen unabhängigen Fürsten in Chaldäa zu bekriegen. Diesen überwand er, nahm ihn in einem Treffen gefangen und ließ ihn samt seinen Kindern mit kaltem Blut hinrichten. Den König der Meder, Pharna, überwand er ebenfalls und ließ ihn

mit seiner Frau und sieben Kindern ans Kreutz schlagen. So wüthete er siebzehn lange Jahre und brachte fast ganz Asien in seine Gewalt. Da er das Gebiet von Ninive, Medien und Chaldäa an sich riß, so kann man ihn gleichsam als den ersten Stifter des assyrischen Reichs ansehen. Er regierte fünfzig Jahre und war der Gemahl der großen Semiramis, von der im folgenden Abschnitt das Mehrere erzählt werden wird.

2.

Semiramis.

Als Ninus die Stadt Ninive völlig ausgebaut hatte, fieng er seine wilden Eroberungen wieder an, von welchen vorhin erzählt wurde. Lange machte ihm die Stadt Baktra zu schaffen und vielleicht hätte er sie noch nicht erobert, wenn nicht ein Frauenzimmer, Namens Semiramis, ihm Anschläge gegeben hätte, die das Unternehmen beschleunigten. Sie war unter Hirten erzogen, und reitzte durch Schönheit und Verstand den Statthalter Menones von Syrien, der sie zur Gattin nahm. Nach der Eroberung von Baktra mußte er sie dem Ninus abtreten und jezt war das vormalige Hirtenmädchen eine mächtige Königin. Ihren

Mann schmerzte der Verlust dergestalt, daß er sich selber umbrachte.

Semiramis Lieblingsgedanke war, selber zu regieren, obwohl ihr Ninus bey seinem Tod einen Sohn, Namens Ninyas, zurükgelassen hatte. Ob sie sich in einer Verkleidung für diesen Jüngling ausgegeben und so das Reich durch List an sich gebracht habe, oder ob sie durch eigene Kraft zum Thron gelangt sey, ist ungewiß, aber das leztere wahrscheinlicher und da man ihre hohe männliche Seele schon durch die Eroberung von Baktra kennen gelernt hatte, so war das Wunder, daß das Volk sie zur Regentin ausrief und ihr willig gehorchte, eben nicht ausserordentlich.

Kaum hatte sie den Thron bestiegen, so zog sie gegen die Meder, die sich nach Ninus Tod von der assyrischen Herrschaft frey zu machen strebten. Sie wurden bezwungen und mußten unter das Joch wieder zurükkehren. Nach diesem Feldzug reitzte Indien ihren Eroberungsgeist. Der König dieses Landes hatte sie nicht beleidigt, ihr Krieg war ungerecht und sie fand in demselben ihr Verderben. Es bedurfte drey Jahre, bis die Zurüstungen zu diesem indischen Feldzug vollendet waren, aber alle Mühe, aller Aufwand war vergebens, Semiramis wurde geschlagen und mußte mit

Verlust nach Hause ziehen. Glüklicherweise heilte sie dieses Unglük von ihrer Eroberungssucht, denn von nun an bestrebte sie sich, das innere Glük ihres Reichs zu befördern. Sie baute Babylon nach einem neuen Plan, schmükte es mit Denkmalen und Monumenten, ließ es mit einer ehernen Mauer umgeben und hundert Thore von massivem Erz aufführen. Die sogenannten hängenden Gärten sind indessen nicht ihr Werk, sondern ein viel späteres.

Auf ihrem Zug nach Indien fragte sie das Orakel des Jupiter Ammon um ihr Schicksal. Dieses soll ihr geantwortet haben: „Ihr Sohn werde ihr nach dem Leben streben; sie werde von der Erde verschwinden, aber ein Theil der Welt werde sie vergöttern.“ — Ninyas hatte wirklich, als seine Mutter aus Indien kam, eine Verschwörung wider sie angesponnen, woran mehrere Großen des Reichs Theil nahmen. Eines Morgens, da sie an ihrem Puztische saß, kündigte man ihr den Ausbruch eines Aufruhrs an. Plözlich eilte sie mit aufgelösten Haaren unter das empörte Volk, redete die Rebellen an und der Aufruhr war gestillt. — Um ähnlichen Versuchen auszuweichen, in deren einem sie denn doch unterliegen könnte, legte Semiramis die Krone freiwillig nieder und übergab sie ihrem Sohn. Von jezt an ward sie

nicht mehr gesehen und der Aberglaube streute aus, sie sey, in eine Taube verwandelt, davon geflogen, welche Sage Gelegenheit gab, daß man sie vergötterte und einige Völker sie unter der Gestalt einer Taube verehrten. Sie war 72 Jahre alt, als sie aus Babylon verschwand und hatte 42 Jahre regiert. Ihr Tod fällt ohngefähr 2000 Jahre vor Christi Geburt in Abrahams Zeiten.

Es ist anmerkenswerth, daß Semiramis das erste Beispiel in der Geschichte ist, daß eine Frau über Länder und Völker geherrscht hat. Im Verfolg werden wir die Elisabethen, Marien, Christinen, Theresien und Katharinen kennen lernen.

3.
Sardanapalus.

Es giebt mehrere Nachfolger des Belus, denen man den Namen Sardanapalus gegeben hat, das ist: „der Glorreiche", oder: „der Liebling der Götter." Einer derselben ist durch seine Weichlichkeit und Wollust bekannt geworden und das ist der, von dem wir jetzt reden. — Um seiner Mutter, Semiramis, im Regieren nicht im Wege zu stehen, wurde ihr Sohn Ninyas ganz unter

Weibern erzogen und so mußte alles, was noch Geist und Nerve an ihm war, erdrückt und erschlafft werden, so daß er sich zuletzt schämte, sich unter Männern sehen zu lassen. „Weichlichkeit, — sagt ein neuerer Schriftsteller *) — „ist das einzige, worinn es der Schüler natürlicherweise weiter bringt, als der Meister und der letzte sinkt immer am tiefsten, wie der, der auf einen sumpfigen Boden zuletzt tritt.“ Diese Wahrheit bestätigte sich nur zu sehr, an den Nachfolgern des Ninyas und der letzte aus Belus Geschlecht wurde blos durch sein Unglück berühmt. Seine Weichlichkeit gieng so weit, daß er sich schminkte, wie die Weiber, seinen Körper mit Salben und wohlriechenden Wassern einrieb und zum Zeitvertreib purpurne Kleider nähte. Er überließ sich allen Arten von Wollust und Ausschweifungen, erfrischte die abgestumpften Sinne durch starke Getränke und überließ die Regierungsgeschäfte seinen Dienern. Indeß griefen benachbarte Feinde die Grenzen des Reichs an, das Volk empörte sich und alles ließ einen schlimmen Ausgang befürchten. Manche wollten es kaum glauben, daß der Herrscher von Ninive ein

---

*) Leisewitz im „Julius von Tarent.“

gar so ausgezeichneter Taugenichts, oder — wie der selige Schlözer zu sagen pflegte, eine solche „gekrönte Schlafmütze“ sey, wie ihn der Ruf schilderte. Unter diese Zweifler gehörte Arbaces, einer seiner Feldherren und er wollte sich also selbst davon überzeugen. Er gieng in den Pallast und — was fand er? — den König unter den Weibern sitzend und mit ihnen spinnend. Wüthend gieng er weg, erzählte es den Soldaten und reitzte sie an, einem so weibischen Mann nicht mehr zu dienen. Der Aufruf wirkte und alles fiel von Sardanapalus ab. Als er von dem Aufruhr hörte, ermannte er sich einen Augenblick, brachte erst seine Schätze und Weiber in Sicherheit, dann stellte er sich dem Arbaces entgegen und war so glücklich, ihn zu schlagen; aber nicht lange, so siegte dieser wieder und der König gerieth in solche Furcht, daß er, um nicht lebendig in die Hände seiner Feinde zu fallen, einen Scheiterhaufen errichten ließ und sich mit seinen Weibern und Schätzen verbrannte.

Nach Sardanapalus Tod wurde das Reich in drei Theile getheilt und die assyrische Monarchie hörte mit ihm auf.

II.

Egypter.

Sesostris.

Nach den ältesten Schriftstellern war Sesostris einer der mächtigsten Fürsten Egyptens. Als er nach dem Tod seines Vaters Herr des ganzen Landes war, sezte er sich vor, die damals bekannte Welt zu erobern. Um seinen Gefährten Muth zu machen, alle Gefahren und Beschwerlichkeiten zu ertragen, die bei einer solchen Unternehmung ihrer warteten, beschenkte er sie zum Theil mit Landgütern, zum Theil bezahlte er ihre Schulden und solche, die sich eines Verbrechens gegen die Majestät des Königs schuldig gemacht hatten, begnadigte er. Nun stellte er sich an die Spitze einer Armee, die aus sechsmalhunderttausend Mann Fußvolk, vier und zwanzigtausend Reutern und sieben und zwanzigtausend Streitwa-

gen bestanden haben soll. Mit einer Flotte von angeblich vierhundert Schiffen unterwarf er sich alle am Meer liegende Völkerschaften und Inseln vom Erythräischen Meer bis nach Indien. Mit der Landarmee schlug er die Aethiopier, fiel in Asien ein und als er Herr von Indien war, wandte er sich gegen Norden, verheerte Scythien bis an den Tanais, und beschloß seinen Feldzug mit der Eroberung von Thracien. — Wir wollen diese Erzählungen der Alten auf ihrem Werth oder Unwerth einstweilen beruhen lassen, denn sie grenzen zu sehr an das Fabelhafte, als daß wir sie für ausgemachte Wahrheit nehmen dürften; so viel aber ist doch gewiß, daß Sesostris einer der größten Eroberer im Alterthum gewesen sei.

Der Stolz, der sich seiner Seele bemächtigte, stieg zu einer solchen Höhe, daß Sesostris nicht nur allenthalben, wohin er kam, Trophäen oder Sieges-Denkmale aufrichten, sondern auch sogar die überwundenen Könige an seinen Wagen spannen ließ, um ihn, statt der Pferde, zu ziehen. Einer dieser zum Sklaven gewordenen Fürsten sah einst mit unverwandtem Blick ein Rad des Wagens an, und als Sesostris die Ursache davon wissen wollte, antwortete er ihm: „Ich sehe in diesem Rade die Unbeständigkeit des Glücks, indem

S. 10.

J. Voltz del: F. Fleischmann sc:

Sesostris.

Ich sehe in diesem Rade die Unbeständigkeit des Glücks, indem das, was kaum am höchsten steht, in einem Augenblick wieder zu unterst ist, und doch eben so bald wieder empor kommt. So denke ich, könne sich auch unser Geschick wieder verändern.

das, was kaum am höchsten steht, in einem Augenblick wieder zu unterst ist und doch eben so bald wieder empor kommt. So, denke ich, könne sich auch unser Geschick wieder verändern." Sesostris ward durch diese Rede bewegt, dachte, daß auch er, wie andere Menschen, einem solchen Glückswechsel unterworfen sey, ließ die Könige ausspannen und genoß in der Folge seine Herrlichkeit mit mehr Bescheidenheit und Mäßigung.

Was man sonst von der Regierung des Sesostris Gutes sagen kann, besteht in Folgendem. Als er von seinen Feldzügen zurük kam, dankte er seine Truppen ab und gab sie dem Bürgerstand zurück, wodurch nicht nur dem Land ein großer Vortheil zügieng; sondern auch die Nachbarn für ihre Ruhe nichts besorgen durften. — Er gab seinen Unterthanen eigenthümliche Besitzungen, statt daß sonst alles ein Eigenthum des Königs war und ließ sich von ihnen blos eine jährliche Abgabe bezahlen. — Er ließ prächtige Tempel erbauen, dämmte den Nil und legte Kanäle an, um die zu großen Ueberschwemmungen zu hindern. Zwey Obelisken, die unter Augustus nach Rom gebracht wurden, verkündigten in erhobener Arbeit seine Thaten, deren einer noch jetzt an der Porta del popolo steht. Sein größtes Werk

aber ist die Erbauung einer Mauer, die von Pelusium bis Heliopolis, 1500 Stadien, oder 40 geographische Meilen weit sich erstreckte, und durch welche er sein Land vor fremden Einfällen schützen wollte.

Mit dem kommenden höhern Alter verlor Sesostris sein Gesicht und dies kränkte ihn dergestalt, daß er seinem Leben durch einen freiwilligen Tod ein Ende machte.

III.

Israeliten.

1) Abraham. 2) Mose. 3) David.
4) Christus. 5) Paulus.

1.

Abraham.

Dies ist derjenige Mann, den Gott zum Stammvater eines in der Folge so ausgezeichneten Volkes und zugleich der wahren Religion und aller Bekenner und Verehrer eines einzigen Herrschers des Himmels und der Erde zu werden, ausersah. Er zeichnete sich durchaus in all seinem Thun und Lassen aus und handelte beständig mit Klugheit und Ueberlegung. Größe und stille Erhabenheit war über alles verbreitet, was er sprach und that. Er wohnte im Lande Haran unter einem Volke, das noch dem Aberglauben sehr ergeben war; aber sein

Verstand war zu helle, um daran und dem Götzendienst seiner Väter Theil zu nehmen, daher wanderte er aus, wurde in einem andern Land ein Fremdling und von Zeit zu Zeit wuchs seine religiöse Einsicht, sein unerschütterlicher Glaube und sein Vertrauen auf den, der ihn nach seiner Ueberzeugung aus dem Land seiner Väter gerufen habe. Diesen Glauben an Jehovah, den einzigen wahren Gott, predigte er überall, wohin er seinen Wohnsitz trug und da er allein dreihundert Knechte hatte, so breitete er ihn um so leichter aus.

Seinen Glauben an Gott und sein hohes Vertrauen bewies er vorzüglich an Isaaks Opferaltar. Dieser Sohn ward ihm erst in seinem hohen Alter gebohren, da er nicht wohl mehr auf eine Nachkommenschaft hoffen konnte. Er sah ihn mit Freuden aufblühen, erwartete von ihm bei Abnahme eigener Kräfte Unterstützung, Trost im Alter und eine Nachkommenschaft, die wie die Sterne des Himmels sich mehren sollte. Auf einmal ruft ihm eine innere Stimme, die er für göttlichen Ruf hält, zu: „Abraham, nimm deinen Sohn, den einzigen, den du lieb hast, nimm Isaak, gehe hin in das Land Moria und gieb ihn mir zum Brandopfer auf einem Berge, den ich dir zeigen will."

Abraham sattelte einen Esel, nahm zwei Knechte und seinen Sohn Isaak mit sich, spaltete Holz zum Brandopfer, machte sich auf und gieng an den durch die Stimme bezeichneten Ort, gewiß unter heftigen Kämpfen mit sich selber, aber in der völligen Ueberzeugung: er gehorche Gottes Stimme und diese Ueberzeugung allein machte ihn stark, den dunkeln Pfad zu gehen. Aber je mehr das zärtliche Vaterherz litt, desto bewundernswürdiger ist die Kraft, mit der es dieses Leiden ertrug und doch in dem Gehorsam nicht wankte, den es dem Höhern schuldig zu seyn glaubte. Endlich kam er an den Ort der Opferung, ließ die Knechte zurük und sprach: „ich will mit dem Knaben dorthin gehen, um anzubeten und dann wieder zurükkommen." — Isaak fragte verwundert: „Vater, hier ist Holz und Feuer, aber wo ist das Opferlamm?" — „Gott wird es sich selber ausersehen", war die Antwort des bekümmerten Vaters. Nun baute er den Altar, legte das Holz zurechte und band, ohne ein Wort zu sagen, den Knaben darauf. Alle Zweifel der beängstigten Seele waren überwunden, der Gehorsam gegen die göttliche Stimme hatte gesiegt: „Der Herr hat ihn gegeben, der Herr nimmt ihn wieder!" — In dem Augenblick, da er das Messer zuken wollte, um das ge-

liebte Opfer zu durchstoßen, hörte der Held des Glaubens eine andere Stimme: „lege deine Hand nicht an den Knaben! Ich weiß nun ganz, daß du Gott fürchtest und ihm selbst deinen Einzigen nicht versagst.“ Er erblickte ein Opferthier und brachte es mit innigem Dank der Gottheit dar.

Man mag diese Geschichte ansehen, wie man will, so wird doch niemand verkennen, daß die Größe des Glaubens Abrahams und seine Ergebenheit in Gott bewundernswürdig sey. Es ist gewiß erhaben, den Gedanken fest zu halten: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe, Vater im Himmel!“ und überzeugt zu seyn, die Vorsehung wolle nur Gutes, auch wenn ihre Wege uns dunkel sind und Dornen unsern Pfad bedecken.

Die mosaische Geschichte schildert uns Abraham auch als einen ausgezeichneten Menschenfreund. Eine ausserordentliche Offenbarung macht ihm den Untergang Sodoms bekannt. Es schmerzte ihn, daß neben den Bösen auch Gute leiden sollen und so drängt es ihn, Gott um Schonung zu flehen, wenn etwa fünfzig Fromme in der Stadt wären, ja er bat für sie, wenn es vielleicht nur zehn wären und erhielt die gnädige Antwort: „Auch dann will ich sie nicht verderben.“

Er

Er war ferner freundschaftlich und verträglich. Als er hörte, daß es zwischen seinen und seines Vetters Loth Hirten Streitigkeiten gab, so gieng er zu diesem und sprach: „Lieber, laß nicht Zank seyn zwischen meinen Hirten und deinen Hirten, denn wir sind ja Brüder. Es steht dir das ganze Land offen. Willst du zur Linken, so gehe ich zur Rechten; willst du zur Rechten, so gehe ich zur Linken.“

Hohe Uneigennützigkeit ist endlich auch ein Charakterzug, der bei Abraham nicht übersehen werden darf. Der König von Sodom bot ihm nach einem Krieg mit Benachbarten alle Beute an und verlangte nur die Gefangenen, aber er antwortete: „Ich hebe meine Hände auf zu dem Herrn, dem höchsten Gott, der Himmel und Erde besitzt und schwöre dir, daß ich von allem, was dein ist, nicht einen Faden, noch Schuhriemen nehmen will. Du sollst nicht sagen, du habest Abraham reich gemacht. Meine Knechte und die Männer, die mit mir gewesen sind, laß ihr Theil nehmen.“

Abraham erlebte noch die Vermählung Isaaks mit der schönen Rebekka, dann starb er alt und lebenssatt (nach der Bibel hundert fünf und siebenzig Jahre) und wurde neben Sarah, seiner Gattin, begraben.

2.

Mose.

Zu eben der Zeit, als es dem König von Egypten nicht mehr genügte, die Israeliten langsam auszurotten, sondern da er auf einmal mit ihnen enden wollte und befahl, alle ihre Knaben gleich nach der Geburt zu tödten, ließ Gott den Retter des hart gedrückten Volks, Mosen, gebohren werden. Drey Monate lang verbarg ihn seine Mutter heimlich und da es nicht länger möglich schien, so machte sie ein Kästchen von Rohr und sezte es mit dem Kinde in den Schilf am Ufer eines Flusses. Es war höchst wahrscheinlich, daß es entweder von den Wellen des Flusses weggerissen, oder eine Beute von Raubthieren, deren Egypten in Menge hatte, werden würde; aber die Vorsehung sorgte für das hülflose Kind. Die Tochter des Königs sah das Kästchen im Wasser, fand ein weinendes Knäblein darin und ließ es durch dessen Schwester, die in der Nähe auf den Ausgang lauerte, seiner eigenen Mutter, als der ihr vorgeschlagenen Säugamme, übergeben. Sie zog den Knaben unter seinem Volk groß, er sah die Härte, mit der es behandelt wurde und wuchs zu dessen Rächer auf.

Mose kam als Jüngling an Pharaos Hof, wurde als Pflegesohn der königlichen Tochter bekannt gemacht und in allen Wissenschaften der Egypter unterrichtet, wodurch er sich nicht nur viele den Israeliten ganz fremde Kenntnisse erwarb, sondern auch seinen Charakter immer mehr ausbildete. Mit seinem Haß gegen Unterdrückung paarte sich bald die jugendliche Hitze; er schlug einen Egypter todt, den er einen Hebräer mißhandeln sah und nun floh er nach Arabien, in die Gegend der Wohnung der Midianiter, wo er einer Hirtenfamilie die Schaafe hütete, und aus welcher er eine Tochter heirathete. — Achtzig Jahre war Mose alt, als er am Berge Horeb eine ausserordentliche Erscheinung wahrnahm, einen brennenden Busch, und aus diesem glaubte er einen Engel des Herrn reden zu hören, der ihm unter andern gesagt haben soll: er werde zu Pharao gehen und das Volk Israels aus Egypten führen. Daß ihm ein Engel dieß gesagt habe, ist etwas zweifelhaft, aber wahrscheinlicher, daß er sich oft in Gedanken mit dem Schiksal seiner Landsleute in Egypten beschäftigt und auf Plane zu ihrer Rettung gedacht haben mag. Genug er gieng, voll seines göttlichen Berufs, mit seinem Bruder Aaron und die Israeliten sahen ihn so gerne, als Pharaos Hof ungerne

erscheinen. Um seine Erscheinung als Abgesandter des Jehovah zu beurkunden, verrichteten er und sein Mitgesandter viele sogenannte Wunder, z. B. Aaron warf seinen Stab zur Erde, und er verwandelte sich in eine Schlange; er schlug mit diesem Stab das Wasser im Nil und es ward zu Blut. Das größte Wunder endlich war, daß der Engel des Herrn alle Erstgebohrnen der Egypter tödtete und die der Israeliten verschonte. *) Nun hieß Pharao in seinem Schrecken sie das Land verlassen; Mose führte sie gegen das rothe Meer und in diesem ertranken die nachsetzenden Egypter, wahrscheinlich weil nach der Zeit der Ebbe die Fluth zu schnell und mächtig eintrat, der sie nicht mehr entrinnen konnten.

Nun sollte also die Verheissung, die dem Abraham vor mehr als vierhundert Jahren geworden war, erfüllt und Canaan, oder das gelobte Land erobert werden, aber von Gosen bis dahin waren ohngefähr sechzig Meilen und

---

*) Mangelsdorf (Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte der alten Welt, 1ter Theil) erklärt es dahin: eine Schaar muthiger Leviten habe wahrscheinlich es gewagt, bewaffnet in Pharaos Pallast zu dringen, alles niederzuhauen und so die Auswanderung der Israeliten zu erzwingen.

die Israeliten brauchten vierzig Jahre, ehe nur zwey einzige Männer es erreichten. Sie zogen als ein Hirtenvolk in den arabischen Wüsten umher und diese lange Reise benuzte Mose, sie zum religiösen Dienst des Gottes ihrer Väter zu führen und ihr Gesezgeber zu werden, aber seine Würde kam ihm ziemlich theuer zu stehen. Wenn dem starrsinnigen hochmüthigen Volk, das sich in seinem Wahn ausschließlich für das einzig auserwählte „Volk Gottes" hielt, nicht alles nach seinem Sinn gieng, so gieng gleich das Murren an und sie meynten, es wäre besser gewesen, in Egypten zu bleiben, wo es ihnen wenigstens nie an Fleisch gemangelt habe. Einmal kam er in Gefahr, gesteinigt zu werden, als es ihnen an Wasser fehlte, bis er endlich an einem Felsen eine Quelle entdekte und sie durch einen Schlag mit seinem Stab öffnete. Zu anderer Zeit hatten sie dann wieder unbeschränktes Vertrauen zu ihm und sahen in ihm einen unmittelbaren göttlichen Gesandten. Einst am Berge Sinai, wo in einem fürchterlichen Donnerwetter Bliz auf Bliz und Schlag folgte, ward ihnen bange und demüthig baten sie: „Rede du mit Gott, damit wir nicht sterben." — Der eben so kluge als furchtlose Mose ließ sich das nicht umsonst gesagt seyn. Er stieg hinauf den Berg, von dem

die schwarzen Wolken dergestalt herabhiengen, daß sie ihn ganz umhüllten und sagte dem Volk, als er wieder herab kam: „Fürchtet euch nicht, denn der Herr wollte nur euern Gehorsam prüfen und euch Ehrfurcht vor seiner Majestät einprägen.“ — Jezt gab er den Israeliten — wie er sagte auf unmittelbaren Befehl des Jehovah — die bekannten zehn Gebote; aber das Gewitter war kaum vorüber, die Furcht zerstreute sich, und sie fröhnten wieder ihrem alten Aberglauben, machten ein goldnes Kalb zum Gegenstand ihrer Anbetung und tanzten um dasselbe herum. Bei diesem Anblick zertrümmerte Mose die Tafeln des Gesetzes und verkündigte den Israeliten den Fluch des erzürnten Gottes. So war er der einzige unter den vielen Tausenden, der für die Ehre des Allmächtigen eiferte und zürnte, daß eine bessere Gotteskenntniß (die er wahrscheinlich in den egyptischen Mysterien gelernt hatte) nicht allgemeine Wurzel fassen sollte. Man muß seinen Muth in der That bewundern, mit dem er es wagte, sich für das erkannte Bessere aufzuopfern und einem tollen Schwarm sich entgegen zu stellen. Die Halsstarrigkeit des israelitischen Volks war auch wohl die Ursache, daß Mose seinen Jehovah meistens als einen immer zürnenden und strafenden Gott und weni-

ger als den liebevollen erbarmenden Vater, wie die christliche Religion ihn kennen lehrte, darstellte, und um es zu zähmen, waren seine Gesetze vielfältig sehr hart, auch die religiösen Ceremonien sehr lästig. Oft mußte er sogar das Schwerdt gebrauchen, um Gottesverehrung und Moralität unter die verwilderten Menschen zu bringen. Er mußte ihnen beständig drohen, daß sie bey ihrem Ungehorsam nicht in das Land der Verheissung kommen würden.

Auf das Hauptgesetz: „Ich, der Herr, bin der einzige Gott und kein anderer Gott ist neben mir,“ folgten nun viele andere und besonders eine sehr pomphafte, für sinnliche Menschen ganz berechnete Einrichtung des Gottesdienstes. So z. B. durfte kein einziger Israelite das Wort Jehovah aussprechen; nur jährlich einmal that es der Hohepriester unter Trompetenschall; — das Heiligthum, wo die zehn Gebote aufbewahrt wurden, durfte nur allein von den Priestern betreten werden u. s. w. Gott Jehovah allein war der oberste Regent des Volkes und Mose immer in unmittelbarer Unterhaltung mit ihm, der seinen Willen kund machte. Wollen wir das Täuschung nennen? Nein! Es war allgemeiner Volksglaube, daß die Gottheit mit einigen Auserwählten spreche; es würde schädlich gewesen seyn, diesen Glau-

ben auf einmal dem Volke zu nehmen und man mußte, wie oft noch jezt, manches ausserwesentliche dulden, um das Wesentliche und Bessere zu erreichen. Mose selbst glaubte im Anfang, daß man Gott sehen und mit ihm reden könnte und hätte er, nachdem er sich vom Gegentheil überzeugt hatte, den Israeliten diesen Glauben plötzlich genommen, dann wäre es mit seinem Bestreben, bessere Gotteskenntniß zu verbreiten und zu erhalten, am Ende gewesen.

Als Heerführer des aus der egyptischen Knechtschaft durch ihn befreyten Volks erscheint Mose als ein wirklich großer Mann. Welche Klugheit und welcher Muth gehörte dazu, bey dem größten Theil eines solchen schwierigen Volks sich geehrt und geachtet und bey den Widerspänstigen sich wenigstens gefürchtet zu erhalten. Er war das allgemeine Orackel, um alles gefragt, in allen Fällen der Schiedsrichter der ganzen Nazion, Tag und Nacht unaufhörlich beschäftigt, ohne daß er selbst von der Befolgung seiner Verordnungen unmittelbar den geringsten Vortheil gehabt hätte. Sein Eifer stammte allein aus wirklicher Liebe zu seinem Volk, dem er sich schon früh aufopferte, indessen er als Pflegesohn einer Königstochter am egyptischen Hof ein sehr gemächliches Leben hätte führen können, statt die tausend Plagen

auf der beschwerlichen vierzigjährigen Reise zu dulden, bey aller seiner Wohlmeynung nicht selten bitter gekränkt zu werden und seine Bemühungen mit schnödem Undank vergolten zu sehen. Immer war das Wohl seiner Brüder sein einziger Gedanke, die einzige Quelle seiner Handlungen. Er übte Gerechtigkeit in hohem Grade und empfahl sie auch dem Volk mit den Worten: „Gerechtigkeit sollst du suchen, damit es dir wohl gehe!"

Wir bewundern mit Recht die Gesetzgeber Solon und Lycurgus, aber größer war Mose. Es war warlich kein kleines Unternehmen, ein ganz ungebildetes, rohes, an Sklaverey gewöhntes, von Natur störrisches und übermüthiges Volk unter so tausendfältigen Hindernissen aus einem Land in das andere zu verpflanzen und doch den Grund eines lange dauernden Staates zu legen *), Einrichtungen zu machen, deren genaue Befolgung in künftigen Zeiten allzeit die unfehlbare Quelle alles Glücks und Wohlstandes, so wie ihre Versäumung die Ursache des Verfalls der Nation gewesen ist,

*) Das und noch mehr hat Herr Niemeyer, dessen Worten ich mich bei dieser Stelle bediene, in seiner „Charakteristik der Bibel" vortreflich ausgeführt.

sie in gewisse Schranken der Sittlichkeit zu schliessen und den Eindruck der Religion so tief einzuprägen, daß er wenigstens nie ganz verlöschen möchte.

Mose selber erreichte das Land der Verheissung, das gelobte Canaan, nicht, nur vom Gipfel des Berges Pisgah sah er es, ernannte seinen Freund Josua zum künftigen Heerführer und sank als ein Mann, der seine Pflicht vollständig gethan und des Lebens Last und Hitze mehr als tausend andere getragen hatte, in die Arme des Todes.

3.

David.

Dieser größte König, den das israelitische Volk hatte, stammte aus einer geringen Hirtenfamilie und hütete selber die Schaafe. Sein vorzügliches Spiel auf der Harfe machte ihn dem Könige Saul bekannt, dem er dadurch öfters die böse Laune vertrieb und deshalb Gnade vor seinen Augen fand. Auch durch Muth zeichnete er sich schon früh aus, denn er schützte nicht nur seine Heerde vor reissenden Thieren, sondern siegte über den gewaltigen Krieger Goliath, einen Philister von ungewöhnlicher Größe und Stärke, den er im un-

erschütterlichen Vertrauen auf den Gott seiner Väter durch einen Stein aus seiner Schleuder zu Boden warf und ihm dann den Kopf abhieb, wodurch die Israeliten gerettet waren. Jetzt kam er wirklich an den Hof Sauls, Jonathan, der Sohn des Königs, wurde sein innigster Freund und die Tochter desselben seine Gattin. Die Aufmerksamkeit des Volks wurde nun ganz auf David gerichtet, so daß der König ihn nicht nur beneidete, sondern auch nach seinem Leben strebte. Er mußte entfliehen und sogar bei den Feinden seiner Nation, den Philistern, Schutz suchen, der ihm jedoch nur kurze Zeit wurde, in Wüsteneyen und Hölen sich verbergen und Anhang suchen, um vor Saul geschützt zu seyn. Einmal kamen beyde in einer Höle zusammen, worinn Saul schlief. Freudig riefen Davids Gefährten: „Jetzt ist die Stunde gekommen, dich an deinem Verfolger zu rächen, der Herr hat ihn in deine Hände gegeben.“ Treflich benahm sich aber der Verfolgte, er wollte sich nicht an dem Gesalbten Gottes vergreifen, schnitt blos einen Zipfel seines Rocks ab und zeigte ihm dann diesen aus der Ferne mit den Worten: „Ich wollte meine Hand nicht an dich legen, aber der Herr sey Richter zwischen mir und dir!“

Saul fiel zum zweitenmal in Davids Gewalt, aber statt ihn zu tödten, nahm dieser dem Schlafenden nur seinen Spieß und Wasserbecher weg, zeigte sie ihm von einer Bergspitze und der König mußte gestehen: „Du bist gerechter, als ich.“ Endlich kam Saul in einer Schlacht gegen die Philister nebst seinem Sohn Jonathan um und David wurde zum König über Juda und Israel ausgerufen. — Laßt uns nun sehen, wie der, welcher sich vom Hirtenstab auf den Thron schwang, sich auf der Höhe seines Glücks benommen habe.

Der einzige übrig gebliebene Sohn Sauls, Isboseth, fand bei mehrern Stämmen durch die Verwendung seines Feldherrn Abner Anhang, so daß David ein Heer unter Joab gegen ihn mußte ziehen lassen. Nach der ersten Schlacht wiech Abner zurück und David, dem es leicht gewesen wäre, seinen Feind ganz zu vertilgen, endete den Krieg, ohne sich seines Vortheils zu bedienen. Diese bewiesene Mäßigung dient ihm gewiß zur Ehre; er duldete sogar, daß Isboseth König der ihm anhangenden Stämme Israels blieb, bis endlich alle freywillig zu ihm übergiengen. Das Volk, welches unter Saul nicht am besten behandelt geworden war, fühlte sich glücklich unter Davids milderer Regierung und bewunderte haupt-

sächlich die Gerechtigkeit, die es in allen Fällen fand, und seine Religiosität, die er bey allen Schwächen, die auch ihm als Menschen anklebten und ihn zu manchen Fehltritte verleiteten, doch nie ganz unterdrückte, um so mehr, als die Großen seiner Zeit gerade das Gegentheil thaten und sich aus Gott nicht viel machten, dagegen er laut erklärte: „Nur die Thoren sprechen in ihren Herzen: es ist kein Gott!"

Wir wollen die Kriege übergehen, die David gegen verschiedene Völker führte, worinn er meistentheils als Sieger hervorgieng, so daß sich nicht nur die Grenzen seines Reichs bis an den Euphrat erweiterten, sondern auch sein Ruhm immer herrlicher strahlte, und blos erinnern, daß er diese Kriege fast ganz nur zu seiner Vertheidigung, nicht aber um Eroberungen zu machen, führte. Daß er mit den Ueberwundenen manchmal grausam verfuhr, ist nicht zu läugnen, aber abgerechnet, was man seinen Zeiten und der Denkungsart der Völker zutheilen muß, wen macht nicht der Krieg am Ende unempfindlicher und unfühlbar gegen menschliches Leiden und Elend? Wäre doch dieses das einzige, was man ihm als Verschlimmerung seines sonst edeln Charakters auf dem Thron vorwerfen könnte; — aber leyder sank der Kö-

nig David tiefer, als vielleicht der Hirte David jemals gesunken wäre.

Ehr und Reichthum treibt und bläht,
Hat mancherley Gefahren,
Und vielen hat's das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren. *)

Der Glaube, an den sich die Mächtigen der Erde nur gar zu gerne gewöhnen: sie könnten und dürften alles, was sie wollten, verdrehte auch Davids Herz. Einmal sah er von der Höhe seines Pallastes eine schöne Frau im Bade; gleich erwachten unreine Begierden in ihm. Er ließ sie kommen und vergieng sich mit ihr — die Folgen blieben nicht aus und ihr unschuldiger Mann, Urias, mußte sie büssen Er gab ihm selbst einen Brief an den Heerführer Joab mit, ihn an einen der gefährlichsten Posten zu stellen und ihn zu verlassen, so bald der Feind eindringen werde. Das geschah, Urias fiel und Bathseba ward Davids Gemahlin. Welch ein Beyspiel, wohin nicht gezähmte Leidenschaft führt! Vom Wohlgefallen zum Ehebruch, vom Ehebruch zum Mord. Was dem Gefallenen aber wieder zu einiger Achtung hilft, ist, daß er Reue über

*) Claudius im Lied „Täglich zu singen."

seine Verbrechen empfand und die donnernde Stimme des Propheten Nathan, der den Muth hatte, dem Könige die Wahrheit und dreiste zu sagen: Du bist der Mann des Todes, mit Erschütterung hörte und sie nicht übel aufnahm, so wenig die Stimme solcher Freymüthigkeit sonst an Höfen und bey Großen beliebt zu seyn pflegt. Auch sein Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit erscheint in einem schönen Lichte, so wie seine willige Ergebung, für das zu büßen, was er gesündigt hatte, denn als Nathan ihm verkündigte, was er zu gewarten habe, erklärte er in Demuth: „Ich habe an Jehovah gesündigt; — ich unterwerfe mich ihm."

Mit den Kriegen gegen die Ammoniter und Philister nahmen die äussern Unruhen ein Ende und David konnte nun desto mehr für die innere Glückseligkeit seines Reiches sorgen. Er sammelte einen öffentlichen Schatz, damit die Nation nie in Verlegenheit kommen möchte; er schloß Bündnisse mit fremden Völkern und breitete den Handel aus, wodurch sein Volk reicher, kultivirter und mit vielerley nützlichen Kenntnissen versehen wurde. Er verbesserte den öffentlichen Gottesdienst, handhabte die Gerechtigkeit, lebte sparsam und mäsig und fand sein Glück hauptsächlich darinn, wenn er das Glück

seiner Unterthanen befördern konnte. Es trafen ihn häusliche Leiden und er ertrug sie mit männlichem Geiste. Dahin gehört z. B., daß sein eigener Sohn, Absalon, sich gegen ihn empörte, so, daß er entfliehen mußte. Er duldete es gelassen, als ein gewisser Simei, ein Anhänger der Familie Sauls, ihm fluchte und auf seiner Flucht mit Steinen nach ihm warf; — er versank beinahe im Jammer, als der rebellische Sohn an einer Eiche hangen blieb und erstochen wurde und wünschte, daß er statt seiner hätte sterben können, — er überhob sich seines Glücks nicht, als er nun, von Feinden befreyt, wieder den Thron bestieg.

Nach dem Ende dieses Aufruhrs fieng er an, den Gedanken zu dem prächtigen Tempelbau in Jerusalem zu fassen, den aber erst Salomo in seiner ganzen Größe ausführte. Endlich ließ er die vornehmsten aus allen Stämmen, im Gefühl, daß seiner Tage Ziel sich nahe, nach Jerusalem kommen, stellte ihnen Salomo als seinen Nachfolger dar und schloß mit dem frommen Wunsche: „Gott meiner Väter, gieb meinem Sohn Salomo ein rechtschaffenes Herz, damit er alle deine Gebote, Befehle und Rechte halte und die Wohnung, die ich angefangen habe, (nemlich den Tempelbau) vollende!"

Bald

Bald nach diesem Vorgang starb David, aber er lebt in der Geschichte als ein zwar mit Fehlern behafteter, in der Stunde der Versuchung nicht ganz treu erfundener Mann, doch als merkwürdiger Regent und als ein in sehr vielen Vorfällen ausgezeichnet guter Mensch. Seine treflichen Lieder, Psalmen genannt, hat uns die Bibel aufbehalten und sie gehören zu den schönsten Ueberbleibseln der morgenländischen Poesie, besonders ist daraus die Stimmung des Verfassers in den mancherley Vorfällen seines Lebens vorzüglich zu entnehmen. Sein sanfter, religiöser Sinn, seine Ergebung in Gottes Führungen, sein Vertrauen auf die Vorsehung, haben sich nach mehrern tausend Jahren durch jene Lieder in viele Seelen ergossen und werden bis ans Ende der Tage gewiß nicht ohne Segen bleiben.

4.

Jesus Christus.

Vor achtzehnhundert und sechzehn Jahren wurde zu Bethlehem in Judäa der Stifter der christlichen Religion, Jesus Christus gebohren. Maria, eine jüdische Jungfrau, war seine Mutter und der Zimmermann Joseph sein Pflegevater, dem er bei seiner Ar-

beit half, bis er sein Lehramt antrat. Schon als Knabe von zwölf Jahren, da er mit seinen Eltern das Osterfest in Jerusalem feyerte, blieb er dort im Tempel zurük und legte den Lehrern des Volks solche Fragen vor, die sie nur mit Mühe beantworten konnten. Indessen kehrte er mit jenen nach Nazareth zurük, wo er seine folgenden Jugendjahre verlebte und an „Weisheit, Alter und Gnade bey Gott und den Menschen" zunahm. Er studirte, wie jeder Jude von einiger Bildung, das alte Testament und lernte daraus, daß dem Volk ein Mann versprochen sey, der es zu einer weit bessern Verfassung führen sollte, als ihre bisherige war. Die Juden verstunden unter diesem Messias einen Großen, Gewaltigen, der sie aus der Herrschaft der Römer befreyen und sie weit über alle Völker der Erde hinaufheben werde, aber Jesus hegte diese Hoffnung nicht, sondern er glaubte, daß diese glückliche Verfassung nur ein Reich der Tugend und Sittlichkeit seyn, und heilige Ehrfurcht gegen Gott die Handlungen der Menschen regieren werde. Nun fieng der hochherzige Jüngling, von dieser Ueberzeugung geleitet, bey sich selbst an. Er sammelte sich Kenntnisse und veredelte seinen Charakter, so daß ihm die Tugend Bedürfnis und zweyte Natur ward. Die Welt mit ihren

Reitzen war ihm des Strebens nicht werth, er dachte nur nach jenseits und lebte auf Erden schon bey dem Vater im Himmel. Nach und nach überzeugte er sich, daß er selbst der versprochene Messias sey, der das Reich der Tugend, Wahrheit und Glückseligkeit herstellen und eine in Laster und Unsittlichkeit versunkene Nation besser machen sollte. Als er genug vorbereitet und seinem dreissigsten Jahr nahe war, ließ er sich von Johannes taufen und trat nun sein öffentliches Lehramt an, zuvor aber begab er sich noch einmal in die Einsamkeit, um seinen Plan, wie er der Retter seines Volks werden könnte, reiflich zu erwägen. Er wollte nichts, als dieses Volk für das reine Interesse der Tugend gewinnen und den Willen des Vaters im Himmel als das unverbrüchlichste Gesetz aller menschlichen Handlungen empfehlen.

„Bessert euch, denn das Reich Gottes naht heran!" Mit diesen Worten, die schon Johannes der Täufer oft ausgesprochen hatte, trat Jesus auf; aber schwerlich hätte er vieles Aufsehen gemacht, wenn das Volk ihn nicht zugleich als Wunderthäter betrachtet hätte, indem er Todte (wahrscheinlich Scheintodte) erweckte, Kranke heilte und (angeblich) Besessenen die bösen Dämonen austrieb. Er forderte seine Zeitgenossen auf: den Willen

seines Vaters im Himmel zu erfüllen, edel und rechtschaffen zu handeln, sich der Tugend zu weihen und so dem höchsten Wesen immer ähnlicher zu werden. Der bisherige jüdische Ceremoniendienst sollte fallen, und die Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit an dessen Stelle gesetzt werden. Gott sollte nicht mehr als der bisherige zornige Judengott, den Mose predigte, sondern als liebender und erbarmender Vater seiner Kinder, der Menschen, verehrt werden. Diese Ideen prägte er zuförderst seinen vertrauten Freunden, die wir unter dem Namen „Jünger" kennen, ein und dann dem Volk überhaupt. Er reiste in Galiläa, wo er den meisten Beifall fand, von einer Stadt zur andern, um das Evangelium, oder die Annäherung des Reiches Gottes, zu predigen, aber mehr noch, als seine Lehre, verbreiteten seine Thaten, die man für Wunder hielt, seinen Ruf in alle Lande. „Es ist ein neuer Prophet unter uns aufgestanden — hieß es — er macht die Blinden sehend, die Lahmen gehend, die Aussätzigen rein u. s. w." Indessen gab es doch viele, die der Beförderung seines Hauptzwecks: „Verbreitung besserer Gotteskenntnis und tadelloser Sittlichkeit, Reinigung der Religion von Aberglauben, Irrthümern und blosen Ceremonien" nicht unzugänglich wa-

ren, sondern ihn willig aufnahmen und aus Ueberzeugung von der Göttlichkeit seiner Lehre bessere Menschen wurden.

Der Hauptsatz der Lehre Jesu war: Es ist ein einziger Gott, aber nicht blos der Juden, sondern aller Menschen; nicht furchtbar, nicht durch blutige Opfer zu versöhnen, sondern liebend und allgemein wohlwollend. Er liebt die Menschen als seine Kinder, wenn sie ihm mit reinem Vertrauen ergeben sind, seine Gebote halten und nicht von dem Weg der Tugend weichen. Sie werden dereinst das ewige Leben erben, oder mit andern Worten: sie werden geistig glücklich werden.

Lange ließ man den neuen Lehrer ruhig predigen, aber dann stunden die jüdischen Gelehrten gegen ihn auf und beschuldigten ihn der Entheiligung des Sabbaths, weil er an demselben Kranke heilte und ihr Haß wurde von Zeit zu Zeit größer, weil sie durch ihn den Umsturz der bisherigen Religionsverfassung fürchteten. Sie verbanden sich mit den Pharisäern, diesen Heuchlern, denen Jesus so oft die Maske abgezogen hatte und in ihren Zusammenkünften war der Tod des menschenfreundlichen Volkslehrers beschlossen. Jesus sah wohl ein, daß er seinen Verfolgern nicht entgehen werde, demohngeachtet aber verfolgte

er seinen wohlthätigen Plan. Je größer die Schwierigkeiten wurden, in die er kam, desto größer wurde seine Seelenstärke, desto gewisser seine Ueberzeugung, er werde um der Wahrheit willen den Tod leiden, aber die Wahrheit werde siegen und der Saame, den er ausstreue die göttlichsten Früchte tragen. Je näher die Zeit des Leidens rückte, desto muthiger ward, desto freymüthiger sprach er.

Auf seiner lezten Reise nach Jerusalem wußte er beinahe gewiß, was ihm da begegnen werde und unterrichtete seine Freunde davon. Er glaubte, daß er dazu auserſehen sey, ein großes Beyspiel im Tode zu geben, daß er seinem Schicksal nicht entgehen könne und daß hier seine Bestimmung auf Erden sich enden werde; dennoch wanderte er muthig den Pfad, der so gefahrvoll war. Von dem Ruf des großen Propheten von Nazareth war auch Jerusalem, besonders durch die vielen Fremden, die zur Feyer des Osterfestes dahin gekommen waren, so voll, daß man ihm mit Jubel entgegen strömte, Palmenzweige und Kleider auf den Weg streute und ihm „Hosianna dem Sohne Davids! Gelobt sey, der da kommt im Namen des Herrn!" entgegen rief.

Kaum war er angekommen, so stellte er sich

als den dar, der er nun zu seyn glaubte, — den Messias, den Erlöser des Menschengeschlechtes vom Joch des mosaischen Ceremoniendienstes, den Wiederbringer einer neuen Gottesverehrung. Jezt dünkte es seinen Feinden Zeit zu seyn, sich seiner zu versichern und mit ihm zu enden. Am Abend vor der Osterlammsmalzeit war Jesus mit seinen Freunden zusammen und über Tische sprach er von seinem Verräther, den er unter diesen Auserwählten erblickte. Dieser Verräther war Judas, der aus Gewinnsucht seines Meisters Aufenthalt verrieth und ihn in die Hände seiner Feinde lieferte, aber als die ruchlose That geschehen war und die Reue zu spät kam, mit einem Selbstmord endete. Jesus hatte dem Verräther merken lassen, daß er die Tücke seiner Seele kenne und so gieng dieser wirklich am Morgen nach diesem Abend zu den jüdischen Priestern und Schriftgelehrten, um den Verrath zu begehen. Am darauf folgenden Abend aß Jesus das Osterlamm mit seinen Freunden. Zu seinem Andenken stiftete er jezt das Mahl des neuen Bundes und befahl, so oft sie Brod und Wein gemeinschaftlich genießen würden, sich seiner, ihrer Liebe unter einander, ihrer Trennung und seines Todes zu erinnern. Dieß alles mit den feyerlichsten Worten ver-

ordnet, mußte unstreitig den tiefsten Eindruck machen und darum versäumten es die Freunde Jesu nicht, seinen Bekennern in den fernsten Jahrtausenden die Feyer dieses Todesmahls als lebhaftestes Erinnerungsmittel an den großen Menschenfreund zu empfehlen.

Nach dieser feyerlichen und rührenden Handlung giengen sie auf den Oelberg und dann in den Garten Gethsemane. Jesus entfernte sich mit wenigen vorzüglich geliebten, betete dringend, empfahl sich Gott für die kommenden schweren Stunden der Prüfung und sein Herz wurde mit Vertrauen gegen den Alliebenden neugestärkt. Kaum hatte er den Garten verlassen, so nahte der Verräther mit seiner Schaar, gab das Zeichen zum Angriff durch den Kuß der Freundschaft und der Verrathene wurde gebunden in der Nacht fortgeführt. Erst wurde er von dem gewesenen Hohenpriester Hannas und als dieser nicht, was er wollte, herausbringen konnte, von dem wirklichen Hohenpriester Caiphas verhört. Falsche Zeugen traten wider ihn auf, die sogar einander widersprachen und Jesus schwieg. Als man ihm aber die entscheidende Frage vorlegte: ob er Christus, der Sohn Gottes sey? Da antwortete er freymüthig: Ja. Der Hohepriester erklärte ihn für einen Gotteslästerer, die

wilde Menge brüllte einstimmig darein und die grausamen Behandlungen des Edeln begannen, der sie aber nicht würdig hielt, sich zu vertheidigen. Eben so benahm er sich am folgenden Morgen vor dem hohen Synedrion und da er sein Bekänntnis, daß er der Messias sey, wiederholte, wurde er für todeswürdig erklärt und gebunden zu dem römischen Landpfleger Pilatus geführt, weil die Juden ihn selber nicht hinrichten durften. Pilatus wollte ihn nicht schuldig finden und also auch nicht hinrichten lassen. Er that alles, um ihn zu retten; er ließ ihn geisseln und stellte dem Volk den Gebundenen in der schrecklichsten Gestalt dar, um dessen Mitleiden zu reitzen; aber vergebens; es rief: „Kreutzige ihn!“ Pilatus wusch sich die Hände, zum Zeichen, daß er unschuldig an diesem Bluturtheil sey, doch scheint er, dieser Grimmasse ohngeachtet, offenbar nur aus Furchtsamkeit dem Willen der Juden entsprochen zu haben, weil sie ihm zuriefen: „Wenn du ihn losgiebst, so bist du nicht des Kaisers Freund, denn er hat sich für unsern König ausgegeben und ist also ein Aufrührer gegen den Kaiser.“ Dieß erschreckte den Höfling und er bewilligte Jesu Kreutzigung.

Die Hinrichtung nahm wahrscheinlich früh um neun Uhr ihren Anfang, um zwölf Uhr

entstund ein Erdbeben, — eine dicke Finsternis verbreitete sich weit umher. Mitten in diesem Aufruhr der Natur rief der Gekreuzigte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ und als er über Durst klagte, reichte ihm ein römischer Soldat zur Stärkung einen Schwamm mit Essig, dem damals gewöhnlichen Soldatentrank. Gestärkt unterredete er sich mit einem der mit ihm gekreuzigten Verbrecher, einem (wie der Dichter *) sagt) vielleicht „in der Blüthe verführten Jüngling, nicht böses Herzens“ und gab ihm die tröstende Versicherung: daß er heute noch mit ihm im Paradiese seyn werde. Er bat zum Vater um Vergebung für seine Mörder; er sorgte noch sterbend für seine Mutter und empfahl sie dem geliebten Jünger *Johannes*. Endlich rief er: *Es ist vollendet*, neigte sein Haupt und starb.

Ein rechtschaffener und tugendhafter Mann, *Joseph*, von *Arimathia* gebürtig, (nicht der Pflegevater *Jesu*, denn dieser war wahrscheinlich schon todt) bat sich von *Pilatus* den entseelten Leichnam aus, um ihn in seinem Garten, wo er sich seine eigene Grabstätte bereitet hatte, zu begraben, wozu er auch Erlaubnis erhielt. Er und *Nikodemus*, auch

*) Klopstock.

ein Freund Jesu, salbten ihn mit köstlichen Spezereyen, wickelten ihn in ein reines Tuch von Leinwand, legten ihn in die Gruft und versahen den Eingang mit einem Stein. Die jüdischen Priester fürchteten, die Jünger möchten den Leichnam ihres Meisters stehlen und dann vorgeben, er sey auferstanden, daher baten sie um eine Wache zum Grabe. Am Tag nach dem Sabbath kamen einige fromme Frauen, die auch den Leichnam salben wollten, aber indem sie sich unterredeten, wer ihnen wohl den schweren Stein von der Thüre des Eingangs zur Gruft wegwälzen würde, fanden sie diesen bereits abgehoben und die Gruft leer. So fanden es auch die nachgekommenen Jünger und die evangelische Geschichte sagt uns, daß Jesus erstanden und nach Galiläa gegangen sey, wo er wahrscheinlich vor Nachstellungen seiner Feinde sicher zu seyn hoffen durfte. Vierzig Tage nach seiner Wiederbelebung wandelte Jesus noch unter seinen Freunden und zum leztenmal sprach er mit ihnen auf einem Berge bey Galiläa, gab ihnen wegen der Verbreitung seiner Lehre bey allen Völkern der Erde verschiedene Aufträge und schied von ihnen, zog sich vor den Augen der Welt zurück und ward nicht mehr gesehen. Sein Tagwerk war vollendet, der Saame des Guten und einer bes-

fern Religion ausgestreut und er konnte nun aus seiner Verborgenheit ruhig zusehen und die Schritte seiner Freunde leiten, wenn er es nöthig fand, ohne selber gegenwärtig zu seyn.

Nur noch etwas weniges von dem sittlichen Charakter Jesus *). Er zeigte sich in all seinem Thun und Wirken als einen äusserst gewissenhaften Jüngling und Mann, der das was er für gut und wahr hielt, für alle Schätze der Welt nicht aufgeopfert hätte. Darin zeigte sich vorzüglich sein hoher Edelmuth, daß er der innern Stimme immer getreu blieb. Er wiech keinen Schritt von dem Pfade der Rechtschaffenheit und gieng gerade und getrost seinem Ziel entgegen. Die Vortreflichkeit seines Herzens siegte über alle Versuchungen und der Wahrheit opferte er selber das Leben auf. Er wußte nicht nur, was gut sey, sondern er that es auch; er erkannte die Schönheit der Tugend und übte sie aus. Er gab das höchste Beyspiel, daß der Mensch sich durch eigene Kraft

---

*) Ich folge hier, wie größtentheils in diesem Abschnitt, dem sehr schönen Werk: „Jesus, wie er lebte und lehrte, 8. Halle 1799 und: „Reinhards Versuch über den Plan, den der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschen entwarf.“ Wittenberg und Zerbst 1798.

veredeln und dem heiligsten Wesen sich ähnlich machen könne.

Jesus lehrte von Gott: daß er nur das Gute wolle, daß er es von Ewigkeit her gewollt habe und nie etwas anders wollen könne; daß er ein heiliges Wesen sey und nur der Gerechte vor ihm bestehe. Er lehrte ihn als milden Vater seiner Kinder kennen und die künftige Welt war ihm derjenige Zustand, in dem ein ewiges Fortscheiten vom Guten zum Bessern die größte Belohnung eines hienieden wohl vollbrachten Lebens sey. Er erkannte die Stimme eines höhern Wesens in seiner Brust und von dieser geleitet führte er die Menschheit auf eine höhere Stelle ihrer Bestimmung.

Keiner seiner Zeitgenossen hatte eine so helle, lebendige Erkenntniß der Religion, als Jesus von Nazareth, und keiner so viele Seelenstärke, so viele männliche Entschlossenheit, bey der erkannten Wahrheit zu beharren, keiner eine größere Begierde, sie auszubreiten. Seine Herzensgüte war unbeschränkt und mit dieser verbunden, besaß er alle Eigenschaften des wahrhaft großen Mannes. Mit Ruhe und Kaltblütigkeit überdachte und befolgte er seinen Plan, Religion, Sittenlehre und gesellschaftliche Verfassung zu verbessern. Durch die dicksten jüdischen Finsternisse arbeitete er sich zum Licht

empor, überwand alle Schwierigkeiten, blieb kalt bey Undank, ruhig bey Verfolgung, der Tod selbst — so bitter er ihm schien — vermochte doch nicht, ihn in seiner hohen Wirksamkeit für das Beste des Menschengeschlechts zu stören und gerade da, als er einen gewaltsamen Tod vor Augen sah, war seine Thätigkeit am stärksten. Sein ganzes Leben war Wohlthun, Sanftmuth, Liebe und Erhabenheit. — Unbeschreibliche Gedult in allen Mühseligkeiten folgte ihm auch in den Martern und bis in die Todesstunde. Noch sterbend vergab er seinen Feinden und besiegelte so eine Lehre durch sein Beyspiel, die kein Weiser des Alterthums gelehrt hat.

Nach Jesu Tod giengen seine Freunde aus in alle Lande und predigten das Evangelium. Sie stifteten diejenige Kirche, die bis ans Ende der Tage blühen und selbst von der Gewalt der Hölle nicht gestürzt werden wird.

5.

Paulus der Apostel.

Paulus war ohnstreitig einer der größten Lehrer der christlichen Kirche und trug unter den Aposteln das meiste zu ihrer Ausbreitung bey. Tarsus, die Hauptstadt in Cilicien,

ist sein Geburtsort und eigentlich hies er Saulus. Seine ersten Kenntnisse erwarb er sich bey einigen wissenschaftlich gebildeten Männern seiner Vaterstadt, dann gieng er nach Jerusalem und kam in die Schule Gamaliels, eines damals sehr berühmten jüdischen Lehrers, ausserdem aber lernte er die Tapetenweberey. Der feuervolle Jüngling ließ zeitig einen hohen Eifer für die Ehre Jehovahs und seines Dienstes blicken; was diesem von Seiten der Sekte der Nazarener Schlimmes zu drohen schien, erfüllte ihn mit Grimm und daher verfolgte er sie, so viel in seinen Kräften stund. Wir sehen ihn zum erstenmal handelnd bey der Steinigung des Märtyrers Stephanus, denn er bewahrte denen, die ihn tödteten, ihre Kleider und sah der Hinrichtung mit Wohlgefallen zu. Wohl dachte er damals nicht, daß er selbst in Kurzem die Lehre des Gekreuzigten predigen und mehr, als jeder andere Apostel, für sie thun und leiden sollte. — Saulus wurde zum förmlichen Verfolger der nach seiner Ueberzeugung Irrglaubigen. Er zerstörte öfters die Versammlungen der Christen zu Jerusalem, — er ging in ihre Häuser, lockte ihnen das Bekänntniß, daß sie Bekenner der Lehre Jesu seyen, ab und übergab sie dann dem hohen Rath — Sanhedrin genannt — zur Bestrafung.

Hiemit nicht zufrieden, reiste er nach Damaskus, um alle dort sich befindende Christen gebunden nach Jerusalem zu bringen, und eben auf dieser Reise erweckte ihn die Vorsehung, ein eben so eifriger Bekenner und Beförderer des Christenthums zu werden, als er vorhin dessen Feind und Verfolger gewesen war.

Ein heftiges Donnerwetter überfiel ihn auf der Reise, ein schrecklicher Blitzstrahl stürzte aus der schwarzen über ihm hangenden Wolke, — sein Pferd scheute, warf ihn zur Erde und indeß der Donner tausendfach in den Bergen des Libanon wiederhallte, hörte er eine Stimme: „Saul! Saul! warum verfolgst du mich? Er sah auf. Jesus, den er vielleicht bei seinem Leben oft in Jerusalem gesehen hatte, stund vor ihm und antwortete ihm auf seine Frage: wer bist du, Herr? — „Ich bin Jesus, den du verfolgst und wenn du so fortfährst, wirst du dem Gericht nicht entgehen.“ Erstaunt stund er auf und sagte: „was willst du, daß ich thun soll?“ Nun offenbahrte ihm Jesus, daß er zu seinem Gesandten und Prediger des Reiches Gottes ersehen sey. Ein neuer Blitz erhellte die Gegend und die Erscheinung war verschwunden.

Das schnell vorübergleitende Licht hatte den Saulus, der von nun an Paulus hies,

geblin-

geblindet, seine Gefährten brachten ihn nach Damaskus und hier heilte ihn Ananias, so daß er wieder sehen konnte. Zitternd hatten die dortigen Christen die Ankunft des ihnen bekannten Verfolgers erwartet, aber welch ein Erstaunen bemächtigte sich ihrer, da sie vernahmen: er glaube nun selbst an den Auferstandenen. Ananias weihte ihn aufs neue zum Verkündiger des Evangeliums bey Juden und Heiden, Paulus wurde getauft und trat nun seinen hohen Beruf an. Laut und feurig behauptete er in den Synagogen der Juden: daß Jesus der wahrhafte Messias, daß er vom Tod erstanden und daß seine Lehre die einzige göttliche sey.

Er blieb nicht lange zu Damaskus, sondern reiste nach Arabien, vermuthlich um auch da die Lehre des Evangeliums zu verkündigen, aber er war seines Lebens nicht sicher, mußte entfliehen und nach einer Abwesenheit von drey Jahren kam er wieder nach Jerusalem. Anfangs begegnete man ihm nur mit Mißtrauen, denn man konnte sichs kaum als möglich denken, daß aus dem wüthenden Christenverfolger Saulus ein Apostel Paulus geworden seyn könnte; allein sein Jugendfreund Barnabas verschafte ihm bald Eingang. Indessen war er kaum vierzehn Tage in Jerusalem, so schmie-

deten die über seine Glaubensänderung aufgebrachten Juden schon Mordplane gegen ihn. Seine Freunde riethen ihm zur Entfernung, und er entschloß sich, nicht mehr blos den Juden, sondern jetzt vorzüglich den Heiden das Evangelium zu predigen. Erst lehrte er ein ganzes Jahr zu Antiochien neben Barnabas, dann schifften sie sich in den syrischen Seehafen Seleucien ein, landeten an der Insel Cypern und wandten sich von da nach Paphos, berühmt durch den Dienst der Venus, wo der römische Statthalter Sergius Paulus seinen Sitz hatte und alle Laster im höchsten Schwang giengen, Aberglaube und Abgötterey den Pöbel, Unglaube und Ausgelassenheit aber die vornehmere Welt beherrschte.

Ein gewisser Bar Jehu suchte durch seine Taschenspielerkünste den Aposteln zu schaden, dafür strafte ihn Paulus mit Blindheit, welches dem Statthalter eine solche Ehrfurcht gegen ihn abnöthigte, daß er sich selber von der Wahrheit der vorgetragenen Lehre überzeugte. Nach diesem Vorgang reisten sie nach Perge in Pamphilien, von da in das pisidische Antiochien und fanden unter Juden und Heiden großen Beyfall, nur konnten es die erstern nicht ertragen, daß auch den letztern der Zugang zu der Predigt vom Messias ge-

stattet wurde. Paulus und Barnabas wurden aus der Stadt gewiesen und eben so gieng es ihnen auch zu Iconien. Die Apostel giengen jetzt nach Lystra und hier war der Pöbel so abergläubisch, daß man sie nicht für Menschen, sondern für Götter, die vom Himmel gekommen seyen, hielt; aber durch die Verhetzungen fremder Juden änderte sich die Stimme bald so sehr, daß man mit Steinen nach ihnen warf und es war hohe Zeit, die Stadt zu verlassen, wenn sie nicht umkommen wollten.

Vierzehn Jahre waren seit seiner Bekehrung verflossen, als Paulus zum drittenmal nach Jerusalem zurükreiste, um eine Spaltung in der dortigen Christengemeine beyzulegen, welches ihm glücklich gelang, dann unternahm er eine Reise mit Silas und pflanzte viele neue Gemeinden. Zu Philippen in Macedonien wurden sie gefangen genommen, als Volksverwirrer angeklagt, gegeisselt und in Ketten gelegt, aber nach einem Erdbeben, das so heftig war, daß ihre Ketten sprangen, freywillig entlassen. Nun hatte Paulus das Evangelium von Jerusalem bis nach Illyricum ausgebreitet. Ueberall hatte er mit einem wüthenden Judenpöbel zu kämpfen, überall ward er gemißhandelt, vertrieben, verläumdet,

beschimpft, aber nie wankte der hohe Muth des feurigen Wahrheitspredigers und als solchen bewies er sich durch sein ganzes Leben. Mit Recht konnte er von sich sagen: „Ich habe Hunger und Durst gelitten, bin halb nackend gewesen, hatte keine bleibende Stätte, arbeitete und würkte mit eigenen Händen, wurde verfolgt, gescholten, gelästert, war ein Fluch der Welt und ein Scheusal der Menschen, in Mühe und Arbeit, in Fasten und Blösse, in Schiffbrüchen und andern Fährlichkeiten; aber Trübsal bringt Gedult, Gedult bringt Erfahrung, Erfahrung Hoffnung, — und Hoffnung läßt nicht verzweifeln. Ich bin aber gutes Muths und leide um Christi willen."

Als Paulus von Cäsarien aus wieder nach Jerusalem kam, mißhandelten ihn die Juden abermals und er wäre ohne anders ermordet geworden, wenn nicht der Landpfleger Lysias ihn ihrer Wuth entrissen und unter Bedeckung zu dem Statthalter Felix nach Cäsarien geschickt hätte. Dieser hörte ihn, so lange er nur von Christo und seiner Lehre sprach, begierig an, als aber Paulus von den nothwendigen Pflichten der Gerechtigkeit, der Keuschheit und andern christlichen Tugenden, von dem künftigen allgemeinen Gericht, vor dem alle Menschen zur Rechenschaft gefordert werden

würden, redete; da hatte es Felix genug und entließ ihn mit den Worten: „wenn ich gelegenere Zeit habe, will ich dich rufen lassen.“ Er mag ihn wohl in der Folge noch öfter gesprochen haben, demohngeachtet blieb Paulus über zwei Jahre und noch unter dem folgenden Statthalter, gefangen. Endlich sollte der Apostel nach Rom gebracht werden. Obwohl er auch hier Gefangener war, predigte er demohngeachtet Christum den Gekreuzigten und fuhr damit zwey Jahre unermüdet fort. Wie er wieder frey geworden sey, ist unbekannt und nur so viel, daß er zur Ausbreitung des Christenthums neue Reisen unternahm, von welchen er wieder nach Rom zurükkehrte. Bald nach seiner Ankunft in dieser Stadt ergieng eine große Verfolgung über die Christen; auch er wurde in Ketten gelegt und nach einigen Nachrichten am 29. Junius, 66 oder 68 Jahre nach Christi Geburt unter der Regierung des Kaisers Nero mit dem Schwert hingerichtet.

Paulus war ein Mann, der immer nach Wahrheit strebte und die erkannte Wahrheit mit Feuereifer ausbreitete. So erscheint er als Verfolger der Christen, so als Prediger des Evangeliums. Es war ihm nicht genug, selbst ein Bekenner der Lehre Christi zu seyn, sondern nach seiner innigsten Ueberzeugung war

es Pflicht, auch andere zur Erkänntniß derselben zu führen und dafür keine Mühe, keine Gefahr, selbst den Tod nicht zu scheuen. Er hatte die jüdische Unduldsamkeit ganz abgelegt und glaubte, daß die Heiden eben so gut, als sie, zum Bessern berufen seyen. Er empfahl nicht nur Glauben, wie andere, sondern Handeln, — Erfüllung der christlichen Sittenlehre und Beweise christlicher Tugenden. Er lehrte die Pflicht allgemeiner Menschenliebe, der Wohlthätigkeit gegen die Armen, der Beobachtung der häuslichen Tugenden, die Pflicht der Demuth und des Gebets. Er war ein Mann von hellem, durchdringendem Geist, unerschütterlich beharrend bey besserer Ueberzeugung, nachgiebig gegen gleichgültige Schwachheiten. Weisheit begleitete alle seine Schritte, Wahrheit und Gerechtigkeit waren unzertrennlich von ihm. Seines Herzens Aufrichtigkeit leuchtet sichtbar aus den Briefen hervor, die er an verschiedene Gemeinden schrieb; keine Schwierigkeit, Irrthümer zu bekämpfen und Wahrheit siegend zu machen, war ihm zu groß, — er überwand sie. Er war so sanft, als freymüthig, voll Gedult bey Verfolgungen und Leiden, voll Vertrauen auf die Führungen der Vorsehung, mit einem Wort, ein so vollendeter Mann, als uns die Weltgeschichte nur we-

nige aufstellt. Ich kenne keinen, der in den meisten Rücksichten mehr mit ihm zu vergleichen wäre, als — Doktor Martin Luther, denn auch Paulus stund unverwandt, „und wenn die Welt voll Teufel wäre."

IV.

Perser.

1) Cyrus. 2) Xerxes I. 3) Darius Kodomannus.

1.

Cyrus.

Die Geschichte des Cyrus ist durch Xenophon und Herodot in eine solche Menge Fabeln und Dichtungen eingehüllt geworden, daß die Wahrheit kaum herauszufinden ist. Xenophon in seinem philosophischen Roman, „Cyropädie" genannt, stellt uns einen Herrscher dar, nicht wie er wirklich gewesen ist, sondern wie er seyn sollte. — Herodot schrieb Cyrus Geschichte nach den Fabeln, die theils in Griechenland, theils im Orient von ihm herumgiengen. Das sind ungewisse Führer, auf die wir uns nicht verlassen können;

wir müssen also spätere Werke, aus den mittlern Zeiten Griechenlands, zu Hülfe nehmen und aus diesen erfahren wir Folgendes.

Cyrus Herkunft ist unbekannt und so auch die Geschichte seiner Jugendjahre. So bald er etwas herangewachsen war, und den Charakter der Perser kennen lernte, beschloß er, sie zu seinen Absichten zu nützen, nemlich große Eroberungen zu machen und ihre Monarchie über alle andere empor zu heben. Sie sollten die eigentliche „große Nation" werden, wie man in unsern Tagen mit den Franzosen im Sinn hatte, — alles verschlingen, um allein zu herrschen. Damals gab es nur zwey Mächte in Asien, die seine Aufmerksamkeit reitzten, Babylon und Ekbatana, beyde weichlich, von ihrer Höhe herabgesunken und nur noch aus ältern Geschichten berühmt. Ekbatana war zerstückelt und seine Kraft getheilt, daher es dem persischen Geyer ein leichtes war, darüber herzustürzen. Er erschien mit einer großen Macht an der Grenze Mediens, schlug den König Astyages und eroberte die Hauptstadt Ekbatana, mit Sturm, wobey die abscheulichsten Grausamkeiten begangen wurden. Cyrus ließ den König in Ketten legen und seinen Schwiegersohn hinrichten, um dessen schöne Gemahlin, die Tochter des Astyages, zur

seinigen zu machen. Hierauf schlug er die Baktrianer, dann grief er die Saker an, welche letztere aber über ihn Meister wurden. Statt seiner ungerechten Eroberungssucht den Zügel anzulegen, wandte er sich gegen die Lydier, deren König Krösus der reichste Monarch in Asien war. Krösus war unglücklich, mußte seinen eigenen Sohn dem Cyrus zur Geisel geben und der Unmensch ließ ihn unter den Mauern der Hauptstadt Sardes hinrichten. Die Gemahlin des Königs sah den schrecklichen Auftritt mit an, stürzte sich über die Mauern hinab und starb zu den Füssen der Mörder ihres Sohnes. Dies geschah in der Nacht und am folgenden Morgen stürmten die Perser in die Stadt, wo sie den in einen Tempel geflohenen Krösus fanden, der sogleich in Ketten geworfen und zum Tod verdammt wurde. Eine Menge Lydier wurden hingerichtet und kaum wurde der König selber gerettet *).

Die Eroberung Lydiens zog bald den Fall von Babylon nach sich. Ohngeachtet aber Cyrus die drey mächtigsten Städte Asiens, Sardes, Ekbatana und Babylon in seiner Gewalt hatte, so traf bey ihm genau ein, was später ein deutscher Sänger gesagt hat:

---

*) Man sehe den Artickel: Solon.

„Je mehr er hat, je mehr er will.“
Er sann auf immer neue Eroberungen und wollte Universalmonarch seyn, eine Begierde, die unglücklicherweise so viele Sterbliche beherrscht hat.

Der arme entthronte König Astyages hatte sich einige Jahre in Wüsteneyen verborgen, um der Wuth seines neuen Tochtermannes zu entgehen. Die Gemahlin des Cyrus, Amytis, bat dringend, jenem zu erlauben, wieder nach Ekbatana zurückkehren zu dürfen, sogleich befahl er einem Verschnittenen, Petisakas, es zu bewerkstelligen. Astyages kam zwar in die Hauptstadt, aber — todt und um schuldlos zu erscheinen, ließ Cyrus den Verschnittenen hinrichten.

Nach diesen schmählichen Vorgängen rückte Cyrus dem Tag der Rache, welcher die Uebel bestrafen sollte, die er der Menschheit zugefügt hatte, immer näher. Er zog aus, um die Derbicer, ein Volk in der Nachbarschaft von Hyrkanien, zu unterjochen. Diesen sandten, um nicht auch von dem unersättlichen Eroberer zertreten zu werden, die Indier Hilfsvölker und Elephanten zu. Die letztern waren beym Anfang der Schlacht hinter Felsen versteckt, aber plötzlich ließ man sie los, sie stürzten auf die persische Reuterey und jagten sie in die Flucht.

Cyrus wollte die flüchtigen Schaaren wieder sammeln, in diesem Augenblick erkannte ihn ein Indier, warf ihm einen Wurfspieß zu, der in die Hüfte drang und bald erfolgte sein Tod. — Herodot erzählt, die Königin Tomyris habe dem todten Leichnam den Kopf abhauen lassen und ihn mit den Worten in ein Gefäs voll Menschenbluts gestossen: „So saufe Blut, nach dem dich so sehr dürstet.“

Dieses Bild des Cyrus sticht freylich von demjenigen sehr ab, das in der frühern Ausgabe dieses Buchs *) nach Xenophon von ihm aufgestellt wurde; aber möge die Dichtung noch so sehr gefallen, so weiche sie doch der Wahrheit. Er war nicht der trefliche Mensch in der Cyropädie, sondern eine Geisel der Welt, ein bluttriefender Eroberer, der nur seiner Leidenschaft opferte und statt die Menschheit zu beglücken, sie ins Elend stürzte, darum werde er auch der Verachtung der Nachwelt ohne Bedenken Preis gegeben.

2.

Xerxes I.

Xerxes I. hatte kaum den persischen Thron bestiegen, als er sich schon mit dem Entwurf

*) Erstes Bändchen, Seite 4. f. f.

zu einem Krieg gegen Griechenland beschäftigte. „Ich bin im Begrif" — sagte er in seinem Staatsrath — „Griechenland und dann auch das noch übrige Europa zu unterjochen, denn welches Volk auf Erden könnte mir widerstehen? Ich werde von meinen Eroberungen nur dann zurückkehren, wenn Persien keine andern Grenzen mehr hat, als den Himmel, der es umgiebt." Ein einziger seiner Hofleute meynte es gut mit ihm und wiederrieth den Krieg, alle andern nickten ihrem Despoten allerunterthänigsten Beyfall zu, und so war der Zug beschlossen. Die Anstalten dazu dauerten vier Jahre. Unter andern ließ Xerxes den Berg Athos, der sich weit ins Meer hinein streckte und mit dem festen Lande zusammenhieng, durchstechen, um seiner Flotte einen freyen Durchgang zu verschaffen. Um seiner Landarmee die Schifffahrt von wenigen Stunden zu ersparen, ließ er eine Schiffbrücke über den Hellespont schlagen; aber in einer einzigen Nacht zerstörte sie ein Sturm und zertrümmert lag sie da. Darüber war Xerxes so erbittert, daß er dem Hellespont dreyhundert Ruthenstreiche geben und zwey Fußfesseln hineinwerfen ließ, welche Thorheit aber freylich die Sache nicht besser machte, eben so wenig, als die Grausamkeit, daß er den Bauleuten, die an jener

Brücke gearbeitet hatten, die Köpfe abschlagen ließ.

Die Armee, mit der Xerxes auszog, war die furchtbarste, welche die alte Welt gesehen hat. Sie soll aus einer Million, siebenmal hunderttausend Mann zu Fuß und achtzigtausend Reutern, die Flotte aus zwölfhundert und sieben Kriegsschiffen mit fünfmal hunderttausend Mann bestanden haben, ohne die Hilfsvölker. Das Ganze kann man mit einiger Sicherheit auf drey Millionen Menschen rechnen, womit Griechenland überschwemmt werden sollte. Als Xerxes diese zu seinem Dienst bereite Menge von der Spitze des Vorgebirges von Abydos her übersah, weinte er, daß von diesen allen nach einem Jahrhundert kein einziger mehr da seyn werde, aber der noch weit natürlichere Gedanke: daß der größte Theil seiner Herrsch- und Eroberungssucht werde geschlachtet werden, bewog ihn doch nicht, von seinem Vorhaben abzustehen und nach Persien zurük zu gehen.

Xerxes büßte sein Vergehen, freye Menschen unterjochen zu wollen. Leonidas that ihm großen Abbruch beym Paß Thermopilä, er litt in den Schlachten bey Salamin und Platäa, mußte sich mit den Trümmern seiner einst so glänzenden Armee gegen den Hellespont

zurückziehen und ein kleines Boot nehmen, um nur bald genug in Sicherheit zu seyn, denn auch seine zweyte Brücke war zerstört. Seinen Feldherrn Mardonius, den er in Griechenland mit einem Heer zurückließ, schlugen Aristides und Pausanias bey Platäa und Mykale, welche Niederlagen Xerxes zu Sardes erfuhr. Im Zorn befahl er dem Mardonius, alle Tempel derjenigen Städte zu verbrennen, die noch in seiner Gewalt waren.

Dies war das Ende des berühmten griechischen Feldzuges. Ich enthalte mich, die ungeheuern Grausamkeiten zu erzählen, die Xerxes in und nach demselben verübte und durch seine Sklaven verüben ließ. Die Strafe dafür blieb indessen nicht aus, denn es fand sich ein gewisser Arbaces, Namens Artaban, der die Welt von diesem Ungeheuer zu befreyen beschloß. In einer Nacht kam er vor das Bette des Xerxes und ermordete ihn mit vielen Säbelhieben, nachdem derselbe 21 Jahre lang mit eisernem Zepter über Persien geherrscht hatte.

3.

Darius Kodomannus.

Auf die blutgierigen Eroberer wollen wir aus dem nemlichen Reich einen guten und gerechten König zum Gegenstück folgen lassen.

Ferne vom Thron gebohren, besaß er so viele gesellschaftliche Tugenden, daß er sich auf demselben jedermann werth machte. Er war ein guter Gatte, ein zärtlicher Vater, ein gefühlvoller Freund, edelmüthig, ohne dam' ,u prunken und hielt — wie Titus — jeden Tag für verloren, an dem er sich nicht erinnern konnte, etwas Gutes gethan, oder jemand glücklich gemacht zu haben. Er dachte in seiner Jugend nichts weniger daran, als einst der Beherrscher Persiens zu werden, denn er hatte am Hofe nur ein sehr untergeordnetes Amt. Nach der Ermordung des Arses aber wurde er auf den Thron gerufen. Er würde demselben gewiß neuen Glanz gegeben haben, allein im Buch dessen, der das Schicksal der Reiche wägt, war der Untergang der Monarchie angezeichnet und Alexander von Macedonien das Werkzeug dazu.

Unter dem Vorwand, daß Griechenland an den Persern viele ihrer ungerechten Invasionen rächen müsse, wurde von Alexandern das Reich des Darius angegriffen. Er siegte am Granikus und die Armee des Darius verlor in dieser Schlacht allein zwanzigtausend Mann Infanterie und fünf und zwanzighundert Reuter. Alexander war nach derselben beynahe Herr über ganz Kleinasien. Einer der Generale des Darius, Namens Memnon, machte

zwar

zwar eine so meisterhafte Diversion, daß er bereits die Insel Chios ganz und Lesbos zur Hälfte erobert hatte, so daß Alexander sich eilends zurückziehen mußte, aber Memnon starb vor Mytilene, das er belagerte und nun führte Darius seine Armee selbst gegen den Feind, die fünfmal hunderttausend Mann stark gewesen seyn soll, dagegen Alexander ihr nur dreissigtausend gegenüber stellen konnte. Beyde Armeen trafen zwischen den Felsgebirgen Ciliciens neben der kleinen Stadt Issus auf einander. Das Treffen war sehr blutig; die große persische Armee, auf die ihr König so viel rechnete, wurde in die Flucht gejagt, und ihr Lager, in dem sich unermeßliche Schätze fanden, geplündert. Darius rüstete sich von neuem und kehrte alles vor, daß sein Thron nicht untergehen möchte; aber die Schlacht bey Arbela fiel eben so unglücklich aus, als die bey Issus und zog den Abfall fast aller persischen Provinzen nach sich.

Dem fliehenden Darius gereicht folgender Zug zu großer Ehre. Als er mit seinen Satrapen über den Fluß Lykus gegangen war, rieth man ihm, die Brücke abbrechen zu lassen, um die nachsetzenden Feinde aufzuhalten; allein großmüthig gab er zur Antwort: „Meine Soldaten haben eben so viel Recht zu sicherm Ue-

bergang, als ich und ich schätze mein Leben nicht so hoch, daß ich es auf Kosten so vieler getreuer Unterthanen erhalten möchte." — Die Brücke wurde also nicht abgebrochen, und Darius kam ohne Gefahr nach Ekbatana. Alexander bemächtigte sich bald darauf der Stadt Persepolis und ließ sie nach einem schwelgerischen Gastmal anzünden und plündern.

Jetzt war Persien unterjocht, nur lebte Darius noch und dieß machte Alexandern Sorge, denn die Despoten und Eroberer glauben sich nie ganz sicher, so lange diejenigen noch auf Erden sind, die sie unterdrückt haben, weil sich ja leicht Umstände ergeben könnten, ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Verrätherey befreyte ihn von dieser Sorge. Bessus, Statthalter von Baktriana, machte mit einem andern Höfling den schändlichen Entwurf, sich des Darius zu bemächtigen und ihn dem Alexander auszuliefern. Das Komplot wurde verrathen; dennoch glaubte es der König nicht und sagte: „warum sollten mich meine Kinder verrathen? Wenn sie aber glauben, daß ich den Tod verdiene, so habe ich schon lange genug gelebt." Bessus erfuhr zwar diese Worte, allein sie rührten ihn nicht; er ließ den Darius gefangen nehmen, schliessen und in einem bedeckten Wagen an die

Grenze führen. Als nun Alexander anrückte, fielen Bessus und sein Mitgeselle den armen Darius an, durchbohrten ihn mit ihren Wurfpfeilen und ließen ihn mit dem schmerzhaftesten Tode ringend in seinem Wagen zurück. In diesem Augenblick fanden ihn einige Macedonier und der Arme hatte kaum noch so viele Kraft, sie um einen Trunk Wassers zu bitten. Als er sich gelabt hatte, ließ er noch dem Alexander für die Wohlthaten danken, die er seiner Mutter, Gemahlin und Kindern erwiesen hatte. Er wünschte seinen Waffen Segen und bat, den Bessus zu strafen, indem seine Sache die Sache aller Könige sey. — Kaum hatte er das gesagt, so verschied er.

Darius hat nur sechs Jahre regiert und wenn das Glück immer Edelmuth und Güte belohnte, so hätte die Belohnung ihm nicht fehlen sollen.

V.

Karthaginienser.

1) Hanno. 2) Hannibal.

1.

Hanno.

Ferne Länder zu entdecken und mittelst der Schifffahrt den Handel zu erweitern, war von je her eine Lieblingsneigung ganzer Völker und einzeler Menschen. Ausser den Phönizíern in der alten Welt haben auch die Karthaginienser eine Umschiffung Afrika's versucht und eine ihrer berühmtesten Seereisen ist die des Hanno, die vor den Zeiten der Zerstörung von Tyrus geschah, ohngefähr als Dionys der ältere in Syracus regierte. Die Republick Karthago war damals in ihrer schönsten Blüthe und auf einen Senatsbeschluß gieng Hanno mit 60 Segeln in die See, um neue

Erdtheile zu entdecken, sie zu bevölkern und das Reich von Karthago durch sie zu vergrössern. Dreissigtausend Menschen schifften sich mit ihm ein, mit allen Bedürfnissen hinreichend versehen. Als Hanno durch die Strasse von Gibraltar gekommen war, wandte er sich um das Vorgebirge des Hermes und setzte auf der mittäglichen Seite desselben seine erste Kolonie aus. Von da gieng er gegen Westen und landete am Vorgebirge Soloris (jezt Bojador). Nach drey Tagen kam er an den Fluß Lixus; endlich entdeckte er gegen Osten die Insel Arguin, die er Kerne nannte. Nach weitern zwölf Tagen kam er an den Fuß der Gebirge, die wir unter dem Namen Sierra-Leona kennen, dann an den heut zu Tag sogenannten Golfo von St. Thomas, sonst Vorgebirg der Palmen. Hier sahen sie eine wunderbare Naturerscheinung. Das ganze Ufer schien in Flammen zu stehen, man sah von Zeit zu Zeit Flammen ins Meer stürzen; in der Nacht schien das Land Feuer auszuspeyen; und ein unermeßlicher Flammenwirbel stieg senkrecht in die Wolken. Wahrscheinlich war es ein Vulkan, der aber längst ausgebrannt hat. Auf dem Vorgebirge der drey Spitzen (sonst das südliche Horn) entdeckte Hanno die größern Affenarten, Orang-Outangs, Pongos ꝛc. tödtete drey

derselben und nahm ihre Haut mit nach Karthago, welches sich durch diese Entdeckungsreise durch eine Küste von 360 geographischen Meilen vergrößert hatte.

Die Karthaginienser waren in der Naturgeschichte noch so unerfahren, daß sie jene Affen für Menschen hielten und Hanno beschrieb sie in seinem „Tagebuch (Periplus genannt) über die Seereise längs den Küsten Libyens jenseits der Säulen des Herkules", das er, als er wegen Mangels an Lebensmitteln früher, als er im Sinn hatte, zurückkehrte, im Tempel Saturns niederlegte, folgendermaßen: „Die Weiber schienen uns hier (auf dem südlichen Horn) zahlreicher zu seyn, als die Männer. Sie hatten einen haarigten Körper und unsre Dolmetscher nannten sie Gorillen. Wir konnten keinen dieser wilden Männer fangen; sie entwischten uns über Felsen und Abgründe und warfen Steine auf uns. Von den Weibern fiengen wir drey, in der Absicht, sie lebendig mitzubringen, aber sie hörten nicht auf, uns zu beissen und wüthend zu zerkratzen, indem sie ihre Bande zu zerreissen strebten. Wir tödteten sie also, um ihre Haut aufzubewahren, die wir nach Karthago mitgebracht haben."

2.

Hannibal.

Karthago hatte schon über sechshundert Jahre in Afrika geblüht und war durch den ausgebreiteten Handel seiner Bürger nicht allein reich, sondern auch durch Kriege und Eroberungen so mächtig geworden, daß es Rom die Weltherrschaft streitig zu machen wagen durfte, als Hannibal gebohren wurde. Sein Vater, Hamilcar, war einer der größten Feldherrn der Karthaginenser. Als sein Sohn neun Jahre alt war, bot er ihm an, mit ihm gegen die Römer zu ziehen und als Hannibal mit Freuden einwilligte, ließ er unbedachtsamer Weise den Knaben vor einem Altar schwören, daß er, so lange er lebe, ein unversöhnlicher Feind der Römer seyn wolle. Dieser Eid beförderte zwar seine Größe, aber auch später seinen Untergang. Er war kaum etwas in Jahren vorgerückt, so brach er treulos einen Vertrag zwischen Rom und Karthago, und brach aus Spanien nach Italien auf, um den Feind in seinem eigenen Land aufzusuchen. Auf diesem Zug duldete sein Heer ausserordentliche Beschwerden, aber er wußte es durch Versprechungen großen Ruhms und großer Beute zusammen zu halten. Wäre er, so bald

der Zug über die Alpen vollendet war, gleich angegriffen worden, so hätte es ihm bey der Ermüdung seiner Soldaten schlimm ergehen können; allein Hannibal war nicht nur geschickter, sondern auch glücklicher Feldherr, daher kommt es, daß dieser Zug über die Alpen von alten und neuern Schriftstellern beynah als ein Wunder beschrieben und gerühmt wurde, dagegen man ihn für Tollkühnheit ausgeschrieen haben würde, wenn Hannibal hier überwunden worden wäre, welches so leicht hätte geschehen können. Die erste Hauptschlacht fiel zwischen dem Po und Cesino in der Gegend von Pavia vor. Die Römer wurden heftig geschlagen, ihr Feldherr Scipio verwundet und sie mußten die Flucht ergreifen. Ein andermal schlug er den Flaminius dergestalt, daß ihn nun nichts mehr hinderte, auf Rom loszugehen, aber seine Soldaten bedurften der Ruhe und er mußte es noch aussetzen. Jetzt bekam Quintus Fabius Maximus das römische Kommando. Diesen täuschte Hannibal einst durch eine Kriegslist, die allgemein bewundert worden ist. Fabius hatte seine Soldaten auf Bergen gelagert, weil er wußte, daß der Feind unten durch die Thäler ziehen mußte, wenn er nicht ganz verhungern wollte. Stund Fabius oben, so war es ihm

ein leichtes, diesen Marsch zu hindern. Nun ließ Hannibal gegen zweytausend geraubte Ochsen zusammen treiben und ihnen Reiser an die Hörner binden; diese Reiser wurden beym Anbruch der Nacht angezündet und die Thiere gegen die Berge hinangetrieben, unterstützt von einer großen Anzahl Soldaten. Er selbst gieng auf den engen Paß los, um unter Begünstigung dieser Kriegslist seine schwerbewaffneten Leute zu retten. So bald die Ochsen die Hitze des Feuers fühlten, wurden sie wüthend und liefen brüllend die Anhöhen hinauf. Die Soldaten des Fabius wurden über die Menge herumirrender Feuer stutzend, zogen sich zurück und vergaßen des engen Weges, den Hannibal indessen ruhig passirte.

Eine der merkwürdigsten Schlachten, die Hannibal schlug, war die bey Cannä. Die Römer hatten sechs und achtzigtausend, er nur fünfzigtausend Mann, aber eine wohlversuchte Reuterey, die jenen fehlte; ein Schlachtfeld in der Ebene, worauf eben die Reuterey gut angewendet werden konnte. Fünfzigtausend Römer verloren das Leben, mehrere tausende wurden gefangen und Rom würde vielleicht in der ersten Bestürzung gefallen seyn, wenn Hannibal sich vor ihre Thore gewagt hätte. Er that es jetzt im rechten Zeitpunkt nicht, aber später

im unrechten, darüber verlor er Capua und dies war der Anfang von dem Verfall seines Glückes, er wurde immer mehr geschwächt, kam immer in größere Verlegenheit, mußte endlich alle großen Entwürfe aufgeben, und nach der entscheidenden Schlacht bey Zama mußte er sich mit wenigen Reutern nach Karthago flüchten, das er sechs und dreysig Jahre nicht mehr gesehen hatte und gestehen, daß der Friede nothwendig sey.

Hannibal wurde jetzt oberster Richter zu Karthago, übte Recht und Gerechtigkeit unpartheyisch und zog sich dadurch den Haß der Vornehmsten im Volk auf den Hals, die ihn zu Rom verläumdeten, daß er auf neue Kriege sinne. Diese Verläumdung fand Eingang, wie sie wünschten. Die Römer sandten Abgeordnete nach Karthago, um sich über ihn zu beklagen. Um sich sicher zu stellen, mußte er entfliehen und wandte sich an verschiedene Fürsten, die er zum Krieg gegen die Römer anzureitzen versuchte; allein alle seine Anschläge scheiterten; heimliche Ermordung, oder Auslieferung an diejenigen, denen er schon als Kind Haß bis zum Tod geschworen hatte, schien sein unvermeidliches Loos zu werden. Er nahm daher Gift mit den Worten: „Wir wollen die Römer von ihrer Sorge befreyen, weil sie den

Tod eines alten Mannes nicht erwarten können." — Er starb im 70sten Jahr seines Alters, ohngefähr 190 Jahre vor Christi Geburt.

Hannibal war der größte Feldherr des Alterthums und besaß alle Eigenschaften, die zu einer solchen Stelle gehören, in sehr hohem Grade, Muth, Unerschrockenheit, Gegenwart des Geistes, Feuer und Kaltblütigkeit. Er war unerschöpflich in Erfindung neuer Hilfsmittel, dem Feind zu schaden und Klugheit, aus dessen Fehlern weise zu werden. Eben so geschickt bewies er sich bey Unterhandlungen mit auswärtigen Staaten. Alles was er als Mensch, Krieger und Staatsmann gethan hat, läßt sich rechtfertigen, nur nicht sein tödtlicher Römerhaß, zu dem er durch den unbedachtsamen Schwur, den sein Vater veranlaßte, hingerissen wurde.

VI.

Griechen.

1) Orpheus. 2) Homer. 3) Lycurgus. 4) Solon. 5) Pisistratus. 6) Aesop. 7) Pythagoras. 8) Leonidas. 9) Aristides. 10) Themistocles. 11) Cimon. 12) Socrates. 13) Plato. 14) Xenophon. 15) Alcibiades. 16) Dionysius der ältere und jüngere. 17) Timoleon. 18) Epaminondas. 19) Pelopidas. 20) Eumenes. 21) Phocion. 22) Alexander der Macedonier. 23) Philopömen. 24) Epictetus.

1.

Orpheus.

Unter die fabelhaften Erzählungen der Alten gehört auch die, daß es einst einen Mann, Namens Orpheus, gegeben, der Wälder, Steine, wilde Thiere u. s. w. dergestalt bewegt

haben soll, daß sie ihm voll Verwunderung zuhörten und um ihn herumtanzten. Was zu dieser Fabel Gelegenheit gegeben habe, wissen wir nun ziemlich genau und das ist folgendes. Die Griechen, so ein merkwürdiges, gebildetes, kluges und weltberühmtes Volk sie auch in der Folge geworden sind, waren das bey weitem nicht in frühern Zeiten. Das Land selbst war von Morästen, finstern Wäldern und unangebauten Gegenden voll. Die Menschen wohnten grossentheils in Hölen und Klüften, wie die, die uns heut zu Tage unter dem Namen der „Wilden" bekannt sind. Sie kannten lange Zeit den Gebrauch des Feuers nicht, sondern verzehrten ihre Nahrungsmittel roh; sie waren in keiner Gesellschaft verbunden, hatten keine Kenntnis von Religion, oder Verehrung eines höchsten Wesens, mit einem Wort, sie waren dumm, roh und ungesittet, den Thieren ähnlicher, als den Menschen. Erst nachdem einige verständige Ausländer sich bey ihnen einfanden und ihnen ihre Bildung mittheilten, erhuben sie sich aus ihrem Thierstande. Unter diese nützlichen Männer gehört auch Orpheus, aus Thracien, oder dem heutigen Romanien, gebürtig.

Er erkannte bald, daß ein bloßes mündliches Lehren auf ein so rohes Geschlecht, dem

alle Gegenstände fremd waren, gar nichts wirken würde, sondern er mußte auf etwas bedacht seyn, das in ihre Sinne fiele. Hiezu war nun nichts geschickter, als Dichtkunst und Musik. Er sang ihnen Lieder vor und begleitete seinen Gesang mit einem Saitenspiel. Das war ihnen etwas neues und gefiel der harmonischen Töne wegen. Als Orpheus von der Richtigkeit dieses Mittels überzeugt war, so nutzte er es, sie von unterschiedlichen Dingen zu unterrichten und sie nach und nach zu sanftern Sitten zu gewöhnen. Er pries ihnen das Vergnügen des gesellschaftlichen Lebens, er besang die Gottheit und ihr Lob, die Reitze der Tugend und trug das alles in so angenehmen Bildern vor, daß eine fühlbare Veränderung in der Lebens- und Denkungsart dieser Leute erfolgte. Man kann also die Fabel vom Zähmen der wilden Thiere ꝛc. dadurch erklären: Orpheus sey ein so geschickter und gefühlvoller Künstler gewesen, daß er die rohesten Menschen, die sonst keinen Sinn für Gutes und Schönes gehabt, bewegt und sie zu guten Entschlüssen und Thaten ermuntert habe. Diesen Zweck erreichte er bey den unkultivirten Griechen, und diesen Zweck haben Dichtkunst und Musik bey allen Völkern der Erde erreicht. Vor Zeiten — auch bey unsern Vorfahren,

den alten Deutschen, setzte man sogar die Gesetze in Lieder und sang sie ab, damit sie um desto lieber aufgenommen und behalten werden sollen.

Als der erste Schritt zur Veredlung geschehen war, gieng Orpheus immer weiter. Er prägte dem Volk Ehrfurcht für die Religion ein, erfand geheime und auffallende Ceremonien, an denen er nur diejenigen Theil nehmen ließ, von denen er glauben durfte, daß sie für höhere Lehrgegenstände empfänglicher seyen, als andere. Er lehrte sie, daß die Seele unsterblich, und für gute oder böse Thaten dieses Lebens entweder Belohnung oder Strafe jenseits nach dem Tode zu erwarten sey. Er verstund auch die Kräfte der Kräuter und etwas von Arzneywissenschaft, kam ihnen damit in Krankheiten, bey Verwundungen und dergleichen zu Hülfe, so daß er wie auf ihre Seelen, auch auf ihre Körper wohlthätig wirkte.

Nach Orpheus stunden immer mehrere und größere Künstler auf, die das, was er angefangen hatte, vervollkommten; aber ihm gebührt die Ehre, den ersten Schritt gethan und die Griechen von dem Stande der Wildheit zur Verfeinerung geführt zu haben.

2.

Homer.

Dies ist der älteste Dichter Griechenlandes, dessen Gesänge auf uns gekommen sind. Er lebte ohngefähr tausend Jahre vor der christlichen Zeitrechnung und etwa hundert fünfzig Jahre nach dem trojanischen Krieg, den er in seiner Ilias besungen hat. Sieben Städte stritten sich um die Ehre, sein Geburtsort zu heissen, allein welche es war, ist bis jetzt noch ungewiß und wird es wohl bleiben. Wahrscheinlich ist er ein Jonier, aus Kleinasien, und daß er von nicht ganz geringen Eltern herstamme, scheint daraus zu erhellen, weil seine Heldengedichte einen Mann verrathen, der alle Wissenschaft, Länder- und Weltkenntnis besessen habe, die zu seiner Zeit zu erwarten möglich war. Er machte grosse Reisen in Asien, Griechenland und Egypten, denen er gewiß seine hohe Bildung vorzüglich zu danken hatte.

Nichts war den Griechen merkwürdiger, nichts unter ihnen berühmter, als der trojanische Krieg. — Die Trojaner stammten, wie überhaupt die ersten Bewohner Griechenlandes, von den Pelasgern und hatten nicht weit vom Meere eine Stadt, Namens Troja, erbaut. Sie hatten einen König, Priamus, dessen

Sohn,

Sohn, Paris, dem König Menelaus zu Lacedämon seine Gemahlin Helena, deren Schönheit weit und breit berühmt war, entführt haben soll. Diesen Schimpf zu rächen, verbanden sich beynahe alle griechischen Fürsten und Stämme und so entstand, nach Homers Gedicht, der trojanische Krieg. Vielleicht aber war die Ursache desselben nicht die Entführung der schönen Helena, sondern daß die Trojaner dem Handel der übrigen Griechen nach dem schwarzen Meere Hindernisse in den Weg gelegt hatten und weil die Enkel Pelops den Verlust nicht verschmerzen konnten, den ihre Voreltern in Kleinasien erlitten hatten. Zehn Jahre dauerte dieser Krieg, bis Troja fiel und in den Flammen untergieng und unter den großen Heerführern der Griechen wollen wir uns einstweilen die Namen: Achilles, Agamemnon, Nestor, Ulysses, Ajax, Philoktet und Idomeneus, unter denen der Trojaner aber: Hektor, Priamus, Aeneas und Anthenor merken. Ilias heißt das berühmte Heldengedicht darum, weil das Schloß der Könige von Troja Ilium hies. Ausser diesem besang Homer die Reisen und Gefahren des Ulysses, oder das nachahmungswürdige Verhalten eines weisen Mannes, der sich aus vielfacher Noth, Nachstellun-

gen und Mühseligkeiten, durch göttlichen Schutz und seine Klugheit herausreißt, bey allen Vorfallenheiten des Lebens als ein rechtschaffener Mann handelt und endlich nach Verdienst glücklich wird. Dieses Gedicht nannte er Odyssea.

Das Alterthum urtheilte von Homers Gedichten, daß es das größte sey, was das Genie jemals in dieser Art hervorgebracht habe und noch jetzt stimmen die Kenner in dieses Urtheil ein. Die Religion der Griechen lernt man daraus in ihrem ganzen poetischen Schmuck kennen. Der Dichter preißt alle öffentlichen, geselligen und häuslichen Tugenden, er schildert in den schönsten Beyspielen: Gottesfurcht, Ehrerbietung und Gehorsam gegen die Eltern, — Liebe und Treue zwischen Geschwistern, Verwandten, Ehegatten und Freunden; Gastfreyheit gegen Fremde, Milde gegen Arme und Nothleidende und dergleichen mehr.

Von Homers übrigem Leben, auch wo und wann er gestorben sey, haben uns die Alten keine Nachrichten hinterlassen.

3.

Lycurgus.

In der ersten Ausgabe dieses Buchs habe ich eine kurze Nachricht von der Erziehung der

spartanischen Jugend gegeben *); allein ich halte es für besser, von dem Mann zu erzählen, der sie veranlaßte und jene Nachricht damit zu verbinden.

Von Lycurgs Jugendjahren weiß man wenig zuverlässiges. Wahrscheinlich studirte er zu Kreta die dort eingeführten Gesetze und Regierungsform und nützte den Umgang erfahrner Männer. Von da schiffte er nach Asien und da er die dortige Pracht und Weichlichkeit sah, wurde ihm die strenge und mäsige Lebensart der Kretenser erst recht schätzbar. Nun kam er, mit Kenntnissen und Erfahrungen bereichert, wieder nach Lacedämon, machte sich die Vornehmsten geneigt, denn nur mit ihrer Hilfe war es ihm möglich, eine bessere Staatsverfassung zu gründen und errichtete einen Senat, der zwischen der Gewalt der Könige und des Volks gerade den Mittelweg hielt.

Lycurgs Gesetzgebung bezog sich hauptsächlich auf zwey Sätze: 1) Alle Bürger gehören eigenthümlich dem Staat an und zwar von dem Augenblick ihrer Geburt. — 2) Sind alle Bürger ein Eigenthum des Staats, so gebührt

*) Erstes Bändchen, Seite 78 f. f.

diesem die Erziehung, nicht den Eltern. Die Staatserziehung des Bürgers fängt mit dem achten Jahr an und endet erst mit dem fünfzigsten. — Lycurg sah wohl ein, daß aus dem Alten nichts bessers mehr zu machen sey, daher fieng er mit der Jugend an, weil das junge Bäumchen, wenn es krumm wachsen will, noch zu einem geraden Wuchs gebogen und gewöhnt werden kann und sein Hauptzweck gieng dahin, aus seinen Spartanern lauter Männer von untadelhafter harter Lebensart zu machen und sie dadurch zu unüberwindlichen Kriegern zu bilden. Lycurg erstreckte seine Sorgfalt nicht nur auf die schon vorhandenen jungen Staatsbürger, sondern er dachte schon auf die künftigen. Das weibliche Geschlecht wurde durch Laufen, Ringen, Werfen der Wurfscheibe und Pfeile gewöhnt, seinen Körper zu stärken, weil gesunde Frucht nur von einem gesunden und starken Baume kommen kann. Alle Zärtlichkeit und Weichlichkeit wurde verbannt und die Spartanerinnen rühmten sich daher mit Recht: „wir sind die einzigen, die Männer zur Welt bringen."

Das neugebohrne Kind mußte gleich, nachdem es die Welt gesehen hatte, an einen gewissen öffentlichen Ort gebracht werden, wo

man es besichtigte. War es stark und gesund, so nahm man es in die Erziehung; war es schwächlich, so entfernte man es gleich als ein Kind, von dem das Vaterland in der Zukunft nichts zu hoffen habe. Die Knaben wurden von ersten Jahren an gewöhnt, Hitze, Kälte und alle Unbequemlichkeiten zu ertragen, alles ohne Unterschied zu essen, sich vor nichts — auch nicht im Finstern — zu fürchten und ohne Widerwillen allein zu bleiben. So bald sie sieben Jahre alt waren, wurden sie in gewisse Klassen geordnet, in welchen sie, auf einerley Art erzogen und genährt wurden, mit einander zugleich lernten und spielten. Wer am meisten Genie und Muth zeigte, wurde der Vorgesetzte der übrigen; alle mußten sich nach ihm richten, seinen Befehlen gehorchen und seinen Strafen sich unterwerfen. Die Alten sahen ihren Spielen zu und bemerkten jeden, der sich besonders auszeichnete. Von Wissenschaften lernten sie nur die allernothwendigsten; der meiste Unterricht bestand darin, wie sie Beschwerlichkeiten ertragen und durch Tapferkeit siegen könnten. Je mehr sie an Leibeskräften zunahmen, desto härter wurden sie gehalten. Die Kopfhaare wurden ihnen bis auf die Haut abgeschoren; sie mußten mit bloßen Füssen gehen und nackend spielen, an gefährliche Orte klettern und sich

mit Wurfscheiben oder eisernen Stangen im Werfen üben. Ihre Lagerstatt machten sie sich aus dem Rohr des Flusses Eurotas, das sie ohne Messer, blos mit den Händen, brechen mußten.

Vorzüglich gewöhnt wurden sie zu List und Nachtwachen. Sie stahlen alles, was sie bedurften, nur mußten sie sich nicht ertappen lassen, sonst bekamen sie Peitschenhiebe, daher sie ihren Raub selbst mit Gefahr des Lebens verbargen. Ein junger Mensch stahl einst einen Fuchs und steckte ihn unter den Mantel. Das Thier zerkratzte ihn mit den Krallen und bieß ihn bis zum Herzen, so daß er todt niedersank. — Alle Jahre wurden sie am Altar der Diana Oethia in Gegenwart ihrer Eltern und vieler Einwohner der Stadt gegeisselt und die Mütter sprachen ihnen Muth zu, wenn sie schwach werden wollten. Die meisten hätten eher den Geist unter den Streichen aufgegeben, als daß sie nur einen Seufzer hätten hören lassen.

Den eigentlichen Unterricht für den Verstand bekamen die spartanischen Jünglinge durch eine Menge Fragen, die man ihnen vorlegte, z. B. wer der beste Bürger wäre? — ob eine gewisse Handlung Lob oder Tadel verdiene und die Antworten mußten

gründlich, bestimmt, kurz und wo möglich witzig seyn. Bey dem öffentlichen Tische mußten die Knaben und Jünglinge die Staatsgespräche der Männer, ihre Erzählungen merkwürdiger Beyspiele, ihre unschuldigen Scherze mit anhören und Zeugen ihrer Mäßigkeit seyn. Besonders prägte man ihnen Sittsamkeit, Gehorsam und Ehrerbietung gegen Eltern und Vorgesetzte ein. Die Alten waren in Sparta sehr geehrt und jeder derselben war berechtigt, einem jungen Menschen, an dem er Fehler bemerkte, sie zu verweisen.

Als Lycurg seine Gesetzgebung vollendet hatte und bald bemerkte, daß er seinen Zweck erreiche, nemlich aus den Spartanern eine kriegerische, tapfere und genügsame Nation zu machen, die eine Menge Laster, die meistens aus Weichlichkeit stammen, nicht kannte, ein ernsthaftes, bedachtsames, standhaftes und seinen Obern gehorsames Volk, reiste er nach Delphos, ließ sich aber zuvor durch einen Eid versprechen, daß man, ehe er zurück käme, an seinen Gesetzen nichts ändern, zusetzen oder wegnehmen wolle. In Delphos opferte er dem Apollo und fragte: ob seine Gesetze gut und für die Glückseligkeit von Sparta hinreichend wären? Das Orakel antwortete: „daß seine Gesetze gut seyen und Sparta die ruhmvollste

Stadt bleiben würde, so lange sie seine Staatseinrichtung beybehalte." Diesen Orakelspruch sandte Lycurg nach Sparta und da er glaubte, er habe nun sein Tagwerk ganz vollendet, nahm er von seinem Sohn und seinen Freunden Abschied und tödtete sich durch gänzliche Enthaltung von allen Speisen, indem er den Tod als den Anfang einer höhern Vervollkommnung betrachtete.

Die Spartaner beharrten fünfhundert Jahre lang bey Lycurgs Gesetzen und blieben während dieses ganzen Zeitraumes eine der glücklichsten und geehrtesten Städte Griechenlandes. Als aber mit Eingang des Reichthums sich die Genügsamkeit verlor, da sank sie zum Verderben herab. Die Glückseligkeit, welche sie der Tugend ihrer Bewohner, der Gleichheit ihrer Gesinnungen dankte, verschwand mit den Einrichtungen ihres Gesetzgebers.

4.

Solon.

Solon, dieser Weise und Gesetzgeber Griechenlandes, wollte in seiner Jugend Kaufmann werden, denn sein Vater hatte durch Freygebigkeit und Wohlthun sein Vermögen dergestalt geschwächt, daß es dem Sohn noth-

wendig schien, es durch den Handel wieder zu erwerben, auch hoffte er, nebenbey auf Reisen seine Kenntnisse immer mehr zu erweitern, denn sein Durst nach Wissen war sehr groß und blieb es bis ins Alter, daher Solon zu sagen pflegte: Ich lerne, indem ich alt werde, täglich mehr.

Nach dem Tode des Königs Codrus von Athen, der sich in einem Krieg mit den Peloponesern zum Besten seines Vaterlandes freywillig umbringen ließ, weil das Orakel derjenigen Parthey den Sieg versprochen hatte, deren Oberhaupt im Gefecht fallen würde, wollten die Athenienser nicht mehr, daß jemand nach ihm den königlichen Titel führen sollte, aber über die Art der neuen Staatsverfassung konnten sie lange nicht einig werden. Die einen wollten eine Demokratie, die andern eine Aristokratie, die dritten eine gemischte Regierungsform *). Die Erbitterung der Partheyen gegen einander stieg aufs höchste und Athen

*) Die Erklärung über die verschiedenen Regierungsformen, über die Orakel, so wie andere noch künftig im Text vorkommende Dinge, muß der Verfasser lediglich den Jugendlehrern überlassen, da er sich hier mit derselben nicht befassen kann, ohne zu weitläufig zu werden.

befand sich in einer allgemeinen Gefahr. In dieser Noth wurde Solon, in dessen Weisheit das Volk großes Zutrauen setzte und der sich zu keiner Parthey geschlagen hatte, gebeten, sich des zerrütteten Vaterlandes anzunehmen. Lange schwankte er hin und her, ob er eine öffentliche Stelle annehmen sollte, oder nicht, denn er fürchtete, der Geitz der Reichen und die Noth der Armen, die Bedrückungen durch jene und das Mistrauen dieser gegen jeden, der in einigem Wohlstand sich befand, möchten ihm gleichviel zu schaffen machen, endlich aber willigte er ein, daß er zum Archon oder obersten Schiedsrichter gewählt wurde. Seine Regierung war nun weder zu gelinde, noch zu scharf. Solon ließ sich weder von den Mächtigen leiten, noch machte er seine Gesetze, wie sie der Pöbel wünschte. Als er daher einmal gefragt wurde: ob er glaube, daß er den Atheniensern die besten Gesetze gegeben hätte, antwortete er: „Ja, die besten, die sie anzunehmen fähig gewesen seyen." Er warf nicht, wie viele Neuerer, alles um, sondern was er Gutes vorfand, das behielt er bey und änderte nichts daran. Vorzüglich war er darauf bedacht, daß Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit unter seinen Mitbürgern nie untergehen möchten und die Tugend über alles geschätzt

werden sollte, weil er wohl fühlte, daß Müssiggänger einem Staat zum höchsten Verderben gereichten und wenn sie nicht ausgetilgt würden, zuletzt der Bettler und Diebe mehr werden würden, als der ehrlichen Leute.

Den Anfang machte er mit Abschaffung der Gesetze des Drako, eines frühern Gesetzgebers der Athenienser, denn sie waren zu strenge und setzten auf das geringste Vergehen die Todesstrafe, daher man auch zu sagen pflegte: Drako's Gesetze seyen mit Blut geschrieben. Unter Solons Gesetzen rühmt man vorzüglich folgende: 1) Von den Todten soll nichts Böses geredet werden; 2) wer keine Kinder hat, kann sein Vermögen hinterlassen, wem er will. Er schätzte nemlich eine herzliche, aufrichtige Freundschaft höher, als eine zufällige Blutsverwandtschaft. 3) Derjenige soll von dem Umgang aller ehrbaren Leute ausgeschlossen seyn, der seine rechtschaffenen Eltern in ihrem Alter darben läßt, oder der sein Vermögen muthwillig verschwendet hat. Dieses letzte Gesetz wäre würdig genug, in allen Staaten beybehalten zu werden, wir würden dann desto weniger muthwillige Verschwender und weniger undankbare Kinder sehen. — Er machte noch viele andere gute

Verordnungen gegen allerley Laster und Ausschweifungen, nur gegen den Elternmord wollte er kein Gesetz geben, denn, sagte er, ein so abscheuliches, bisher unerhörtes Verbrechen wird hoffentlich nie unter uns begangen werden, und ich will durch meine Gesetze auch nicht einmal einen Begrif davon geben.

Als Solon seine Gesetzgebung geendet hatte, bat er um die Erlaubnis, zehn Jahre reisen zu dürfen und schiffte sich zuerst nach Aegypten ein, dann nach Cypern u. s. w. Auf einer dieser Reisen kam er — nach vielen alten Erzählungen — zu dem mächtigen und überaus reichen König Krösus, der ihm alle seine Pracht und Herrlichkeit zeigte und ihn zuletzt, da Solon beym Anschauen derselben völlig gleichgültig blieb, fragte: wen er wohl unter allen Menschen, die er gekannt habe, für den glücklichsten hielte? — Einen Athenienser, Namens Tellus, antwortete Solon, denn dieser habe ein sehr ruhiges, zufriedenes Leben geführt, seine vielen Söhne und Enkel alle überlebt und zuletzt habe er in einer Schlacht, worin er dem Vaterland den Sieg hätte erfechten helfen, das Leben geendet. Da, wo er gefallen, habe man ihn auf öffentliche Kosten begraben und sein

Andenken durch gewisse Ehrenbezeugungen gefeyert. — Krösus verstand den Weisen nicht und fragte daher: wer ihm nach dem Tellus am glücklichsten zu seyn scheine? — „Zwey Brüder", antwortete Solon, „Cleobis und Biton. Als ihre Mutter, welche Priesterin einer Göttin war, sich eben in dem Tempel begeben sollte, und die Kinder, die ihren Wagen zu ziehen pflegten, nicht gegenwärtig waren, spannten sich die beyden Brüder selbst vor und zogen sie eine gute Strecke Weges fort. Das Volk sah diesen Beweis kindlicher Liebe und pries die Mutter glücklich, die in der Freude ihres Herzens die Göttin anrief, die wackern Söhne dafür so zu belohnen, wie sie glaube, daß es für dieselben am besten sey. Die beyden Brüder fielen hierauf im Tempel in einen Schlaf, aus dem sie nie wieder erwachten *). Das Volk ließ Bildsäulen von ihnen verfertigen und zu ihrer Ehre öffentlich aufstellen." —

---

*) Vielleicht sind sie vor großer Ermattung gestorben und man machte diese vortheilhafte Deutung ihrer schönen Handlung wegen. — Die ganze Unterredung mit Krösus wollten schon die Alten in Zweifel ziehen; ich habe aber kein Bedenken getragen, sie dem Plutarch nachzuerzählen.

Der König schien ganz andere Begriffe von Glückseligkeit zu haben, als Solon und fragte daher bestimmt, ob er denn glaube, daß jemand glücklicher sey, als Krösus, im Besitz so vieler Reichthümer und Herrlichkeiten? Solon gab ihm die kurze Antwort: Niemand kann vor seinem Ende glücklich gepriesen werden. — Die Wahrheit dieses Ausspruchs erfuhr Krösus bald. Er führte Krieg mit Cyrus, König der Perser und Meder, wurde überwunden, gefangen und sollte verbrannt werden. Auf dem Scheiterhaufen rief er zu verschiedenenmalen sehr bewegt aus: O Solon! Solon! — Cyrus ließ ihn fragen, was er mit diesem Ausruf wolle und Krösus erzählte die Unterredung zwischen ihm und dem Weisen. Es erschütterte den Sieger dergestalt, daß er, eingedenk, das Glück könnte auch ihn einmal verlassen, dem Verurtheilten das Leben schenkte.

Während Solons Abwesenheit aus Athen gehorchte man zwar größtentheils seinen Gesetzen, dennoch sehnte man sich wieder nach etwas Neues und glaubte, daß mit dem Neuen auch das Bessere ganz gewiß kommen werde, welches freylich, wie die Erfahrung lehrt, nicht immer der Fall ist. Es entstunden Partheyen, deren eine die andere zu unterdrücken strebte.

Ein Hauptanführer einer solchen Parthey, Pisistratus, riess die höchste Gewalt an sich und Solon konnte es nicht hindern. Er zog sich demnach in die Stille zurück und sagte den Atheniensern die merkwürdigen Worte: „Wenn ihr harte Schicksale leiden werdet, so ist es die Schuld eures verkehrten Sinnes. Die Götter haben hieran keinen Theil, denn nur ihr wolltet die Tyranney, (Alleinherrschaft) da ihr derselben eine Schutzwehre (das ist: die Leibwache des Pisistratus) gestattetet. So tragt demnach die Ketten der Knechtschaft!“ — Er lebte kaum noch ein paar Jahre nach diesem Vorgang, dann starb er, beweint von allen, die seine Verdienste zu würdigen verstanden.

Diesen Solon rechnet man gemeiniglich unter die sogenannten sieben Weisen Griechenlandes. Es waren: Thales zu Milet, Periander zu Korinth, Cleobulus in Lydien, Chilon zu Lacedämon, Bias zu Brienne, Pyttacus zu Mytilene und Solon zu Athen. Das waren lauter Leute, die an Wissenschaft, Menschenkenntniss, Klugheit und hauptsächlich durch die Kunst der Gesetzgebung, die meisten ihrer Landsleute und Zeitgenossen übersahen. Dabey waren sie nicht stolz auf ihre Weisheit, sondern bescheiden, wie dem wahren Weisen, der erkennt, wie viel ihm,

um vollkommen zu seyn, noch fehle, geziemt. Aus den vielen Sittensprüchen, die man dem Solon zuschreibt, wollen wir uns folgende als Lebensregeln merken: Lerne erst gehorchen, ehe du andern befehlen willst. — Rathe andern nicht das Angenehmste, sondern das Beste. — Ueber eine böse Handlung muß jedermann Mißfallen bezeugen, und nicht nur der, welcher dadurch gekränkt worden ist. — Mit den Königen muß man entweder gar nicht, oder die Wahrheit reden. — Dort wohnt es sich am besten, wo sowohl diejenigen, die beleidigt worden sind, als die, die es nicht sind, die Ungerechten verklagen und zur Strafe ziehen können.

Einer der Freunde Solons war einst sehr traurig. Diesen führte er an den höchsten Ort der Stadt und hieß ihn die Häuser überschauen. Nachdem jener es gethan hatte, sagte Solon: Nun überlege einmal, wie viel Noth, Unglück und Elend in allen diesen Häusern schon gewesen ist, noch jetzt seyn mag, und vielleicht künftig seyn wird. Vergleiche damit dein eigenes Ungemach und gewiß — du wirst weniger betrübt seyn.

Einmal hatten einige Fischer einen goldnen Dreyfuß mit ihren Netzen aus dem Meer gezogen und das Orackel ausgesprochen: er gebühre dem weisesten Mann. Dieser Dreyfuß gieng nun von einem der sieben Weisen zu dem andern, keiner wollte ihn aus Bescheidenheit behalten und so kam er auch zu Solon. Ich halte mich, sagte er, eben so wenig für den weisesten Mann, als die übrigen. Dies ist der Gott selbst, (Apollo) der den Ausspruch gethan hat. Er nahm somit das Geschenk nicht an, sondern schickte es in den Tempel, wo es dann aufbewahrt wurde.

5.

Pisistratus.

In Athen herrschten, nachdem Solon sich entfernt hatte, drey Partheyen, deren jede einen eigenen Anführer hatte. Die eine Parthey war die des platten Landes, die andere derer, die auf den Bergen und die dritte derer, die an der Seeküste wohnten. Pisistratus gehörte zu der von den Bergen. Er war ein Mann von sehr feiner Lebensart, von gefälligem und einschmeichelndem Betragen. Er half den Armen empor und stellte sich, als ob

er blos der Sachwalter dieser Klasse sey. Gegen seine Feinde wußte er sich zu verstellen, nahm sich gegen sie sehr mäsig und nachgiebig; nur ungemessener Ehrgeitz war sein Fehler, sonst konnte man ihn beynahe tugendhaft nennen. Indem er sich stellte, als läge ihm die Gleichheit aller Staatsbürger ausserst am Herzen, kochte sein Inneres Entwürfe gegen ihre Freyheit. Er sprach heftig gegen alle Neuerungen und wollte doch eine ganz neue Ordnung der Dinge einführen; darum unterstützte das blinde Volk seine Absichten und lief in seine Fesseln.

Pisistratus hatte beynahe seinen Zweck, Beherrscher Athens zu werden, erreicht, als auf einmal Solon wieder auftrat und seinen eigennützigen Absichten entgegen wirkte. Lange hielt Solon den Staat aufrecht, aber der Schlaue war dem Weisen doch überlegen; Glattzüngigkeit und freygebig ausgespendete Wohlthaten siegten; ein Betrug half vollenden. Pisistratus gab sich selber mehrere Wunden und von Blut überströmt ließ er sich auf einem Wagen auf den Markt bringen. Das Volk überredete sich, als sähe es einen Verfechter seiner Freyheit vor sich, der nur deswegen gemißhandelt worden sey und bewilligte ihm gerne eine Leibwache von fünfzig Mann,

die er sich zu seiner Sicherheit ausgebeten hatte, ohngeachtet Solon, der das Gaukelspiel durchschaute, heftig dagegen sprach. Als er einmal fünfzig Mann hatte, vermehrte er die Anzahl derselben unvermerkt so, daß er im Stande war, sich der Citadelle zu bemächtigen. Jetzt war Tumult, Aufruhr, Bestürzung und Verwirrung allgemein; die Anführer der beyden andern Partheyen, Lykurgus und Megakles, jagten den Pisistratus aus der Stadt, wiewohl der zweyte ihn bald wieder zurückrief und ihm sogar seine Tochter zur Frau gab. Pisistratus schwang sich wieder, — fiel zum zweytenmal und erhob sich durch Gelindigkeit und Schmeicheley abermals zur vorigen Höhe.

Einst war er eines Mordes verdächtig; sogleich stellte er sich persönlich vor dem Areopagus, um sich zu vertheidigen, aber sein Ankläger blieb aus. Dadurch errang sich Pisistratus den Ruf, ein Mann zu seyn, dem Gerechtigkeit über alles gehe, selbst wenn seine eigene Person ins Gedränge käme. Wäre es nicht gesetzwidrig gewesen, sich zum Alleinherrscher aufzuwerfen, so würde er bey seinen übrigens glänzenden Eigenschaften und da er sie nicht weiter mißbrauchte, als seine Begierde zu

herrschen, zu sättigen, immer ruhmwürdig geblieben seyn.

Er starb in Ruhe und hinterließ die höchste Gewalt seinen beyden Söhnen Hippias und Hiparchus, die des Vaters Tugenden geerbt hatten.

6.

Aesop.

Wahrscheinlich habt ihr, liebe kleine Zuhörer oder Leser, schon den Namen dieses Mannes gehört, der vor mehr als zweytausend Jahren so schöne und lehrreiche Fabeln gemacht haben soll, die man noch jetzt mit Nutzen ließt? Merkt auf, ich will euch näher mit ihm bekannt machen.

Nach der Erzählung eines griechischen Mönchs, Namens Planudes, lebte Aesop 578 Jahre vor Christi Geburt und war aus Phrygien in Klein-Asien gebürtig. Er hatte einen lebhaften edeln Geist, aber einen elenden Körper. Der Kopf war spitzig und stack tief im Halse, die Nase platt und eingedrückt, die Lippen waren aufgeworfen, der Bauch hieng herab; das ganze kleine Männchen war bucklicht und krumm; er sprach schleppend, hohl und stammelte die Worte dergestalt, daß man ihn kaum verstehen

konnte. So karg ihn die Natur ausgestattet hatte, so wenig that das Glück für ihn, denn er mußte sich als Sklave von einem Herrn an den andern verkaufen lassen. Abgesehen hievon, zeigte Aesop, wie schon erwähnt wurde, sich desto vortheilhafter von Seiten seines Geistes, besonders wußte er sich aus Verlegenheiten sehr klug zu helfen. Einmal wurde er für achtzehn Pfennige verkauft und sein Herr führte ihn nach Samos, wo sich der Philosoph Xanthus einfand, um einen Sklaven zu kaufen. Der Kaufmann hatte deren drey, einen Grammatikus, einen Sänger und unsern Aesop. Xanthus fragte den Sänger, was er könne? Alles, antwortete dieser und Aesop — lachte. Auch der Grammatikus versicherte, alles zu können und Aesop lachte wieder. Beyde waren aber dem Xanthus zu theuer, daher fragte er den Aesop: was denn Er könne? Nichts, antwortete dieser, denn die zwey andern haben mir alles weggeschnappt und nichts übrig gelassen. Xanthus fragte weiter: soll ich dich kaufen? — Wie du willst, versetzte Aesop; es läßt sich niemand gerne zu so etwas zwingen: also, wenn du mich willst, so thue den Beutel auf, und willst du mich nicht, so laß mich in Ruhe. — Xanthus fuhr fort: Wenn ich dich aber nun kaufe, willst du mir

nicht davon laufen? — Aesop antwortete: wenn ich davon zu laufen Lust habe, so werde ich dies gewiß nicht sagen. — Xanthus: aber du bist doch ein gar zu häßlicher Pursche. — Aesop: Oho! über den Philosophen! Der sollte, denk ich, auf den Geist, und nicht auf das Gesicht sehen.

Diese und andere Reden gefielen dem Xanthus so wohl, daß er beschloß, den Aesop zu kaufen. Als er ihn nach Hause brachte, war der Kleine seiner Häßlichkeit halber ein Spott der Mägde und ein Aergerniß der Frau, die ihrem Mann seines Handels wegen Vorwürfe machte. Aesop stellte ihr vor, daß ihn sein Herr nicht für sie, sondern für sich gekauft habe und daß es für die Ehre einer wackern Frau gefährlicher sey, schöne, als häßliche Bediente zu haben. Dies schien sie zu beruhigen, so, daß Xanthus dem Aesop zurief: Nun, sieh einmal, meine Frau ist wieder gut.

Eben zu der Zeit, als Aesop bey Xanthus diente, wurde zu Samos ein öffentliches Fest gefeyert. Bey dieser Gelegenheit geschah es, daß ein Adler einen Siegelring, den er geraubt hatte, in den Schoos eines Sklaven fallen ließ. Die Samier hielten es für eine üble Vorbedeutung und baten den Xanthus, ihnen seine Meinung darüber zu sagen.

Er schlug ihnen den Aesop dazu vor und dieser, der sich zum Lohn seiner Mühe die Freyheit hatte versprechen lassen, machte folgende Deutung: „Der Adler“ — sprach er — „ist, wie ihr wißt, der König der Vögel. Indem er einen königlichen Ring in den Schoos eines Sklaven fallen ließ, wollte er anzeigen, daß ein König nach Unterdrückung eurer Freiheit und Gesetze strebe.“ — Bald nach dieser Begebenheit forderte Krösus, König der Lydier, den Samiern einen Tribut ab, widrigenfalls er sie zu bekriegen entschlossen sey. Ehe die Samier nun etwas beschlossen, fragten sie den Aesop um Rath. — „Das Glück“ — sagte er — „zeigt im Leben zwey Wege, einen zur Freyheit, den andern zur Knechtschaft. Der Eingang zum ersten ist rauh, in der Folge aber ist er eben. Der Zugang zum andern ist leicht und offen, aber später ist er schwer.“ Kaum hatte er das gesagt, so riefen die Samier: „Wir sind frey und wollen frey bleiben“ Mit diesem Bescheid sandten sie den Botschafter des Königs wieder fort. Krösus beschloß nun Krieg, aber der Botschafter rieth ihm, er möchte sich zuförderst des Aesops zu bemächtigen suchen, der zu Samos die feinsten Anschläge gäbe. Krösus ließ den Samiern wissen, er wolle von der Forderung des Tri-

buts abstehen, nur sollten sie ihm den Aesop überlassen, das die Undankbaren thaten.

Als der König den kleinen ungestalteten Mann sah, ergrimmte er, weil er dieser bucklichten Kreatur wegen die Eroberung einer großen Insel schwinden lassen sollte; allein bald wurde er andern Sinnes, denn seine Erzählungen fanden bey der Majestät einen solchen Beyfall, daß er nicht nur sich, sondern auch die Samier rettete. Eben um diese Zeit sollen auch Aesops „Fabeln" entstanden seyn. Der König, der sie kennen lernte, beschenkte ihn dafür reichlich, sandte ihn nach Samos zurück und gewährte den Innwohnern den Frieden. Zu Samos empfieng man den Aesop mit großem Frolocken, warf ihm Kränze zu und feyerte seine Ankunft mit Tänzen und Schauspielen. Bald darauf verließ er die Insel, reiste umher, besuchte Philosophen und unterredete sich mit ihnen. In Babylon erwarb er sich die Gunst des Königs Lykerus. Um diese Zeit nahm er einen gewissen Ennus an Kindesstatt an, der aber so undankbar an ihm handelte, daß es ihn beynahe das Leben gekostet hätte. Der schlechte Mensch erdichtete Briefe im Namen seines Wohlthäters, die dem König mißfällig waren, und nur die Gegenwart des Geistes eines seiner Freunde, der ihn in

ein Grabmal verbarg, rettete ihn vom Tode. Und doch rettete Aesop bald darauf diesem Ennnus selbst das Leben.

Hier sind einige Lebensregeln, die er diesem Ennus gegeben haben soll. Es ist ungewiß, ob Aesop ihr Urheber sey, allein sie mögen herkommen, von wem sie wollen, sie sind immer eines weisen Mannes und der Betrachtung der Jugend würdig.

„Vor allen Dingen liebe Gott und ehre den König. Mache dich deinen Feinden furchtbar, damit sie dir nicht schaden; gegen deine Freunde aber sey gütig und leutselig, damit sie dich je länger desto mehr lieben. Höre nicht abgeschmackte Reden und rede selbst wenig. Beneide die Glücklichen nicht, sondern wünsche ihnen Glück, denn durch Neid thust du dir selbst wehe. — Sorge für dein Gesinde, damit es dich nicht nur als Herrn fürchte, sondern auch als Wohlthäter liebe. Schäme dich nicht, immer das Beste zu lernen. Spare stets etwas auf den andern Tag, denn es ist besser, selbst Feinden sterbend etwas zu hinterlassen, als lebend der Güte seiner Freunde zu bedürfen. Sey gegen jedermann freundlich. Den Ohrenbläser laß in deinem Hause nicht aufkommen, denn er trägt hin und her. Thue nichts, was dich gereuen kann. Laß dich zu-

fällige Dinge nicht niederschlagen. Rathe nichts Böses und ahme die Bösen nicht nach."

Von Babylon gieng Aesop nach Aegypten und dann, nachdem er erst einige griechische Städte durchgewandert hatte, nach Delphos. Als er den Bürgern dieser Stadt die Wahrheit zu freymüthig gesagt hatte, wurden sie dergestalt über ihn erbittert, daß man falsche Anklagen über ihn erdichtete, und zuletzt den ehrlichen Mann von einem Felsen herunterstürzte. Ganz Griechenland bedauerte ihn und selbst die Einwohner von Delphos errichteten ihm eine Ehrensäule, in Hofnung, seinen Schatten dadurch zu versöhnen, denn bald nach seinem Tod wüthete eine große Pest, die man als Strafe seiner ungerechten Hinrichtung ansah. Die weisesten Männer untersuchten die Sache, und diejenigen, die an Aesops Tod schuldig waren, entgiengen der Strafe nicht.

So weit geht die Erzählung des Mönchs Planudes, indessen dürfen wir sie wohl nicht als ganz wahrhaft annehmen. Blos ihr angenehmer Vortrag und die guten Lehren, die sich aus ihr folgern lassen, scheinen ihr so guten Eingang gemacht zu haben. Was wir mit mehr als Wahrscheinlichkeit wissen, ist dieses. Aesops Geburtsort ist ungewiß und nur so viel glaublich, daß er während seiner Sklaverey mei-

stentheils in der Insel Samos und nachdem er die Freyheit erhalten hatte, fast immer bey dem Könige Krösus in Lydien gelebt habe. Es läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, warum man seine körperliche Gestalt so verschoben und häßlich angab, wahrscheinlich wollte der Mönch Planudes dadurch auf die Wahrheit hinweisen, daß man sich leicht irren könne, wenn man von der Schönheit des Aeussern auf die Schönheit des Innern, oder umgekehrt, von einem wenig versprechenden Aeussern auch auf wenig innere Vollkommenheit schliesse, wie z. B. der Knabe in Gellerts Fabel: „Die Nachtigall und der Zeisig"

Wie schön und bunt ist sein (des Zeisigs) Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder.
Dem (der Nachtigall) sieht man's gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts kluges singen kann.

Aesops erster Herr war ein gewisser Demarchus zu Athen, wo damals Künste und Wissenschaften ihren vornehmsten Wohnsitz hatten. Vermuthlich lernte er da die Reinigkeit seiner Muttersprache und eine Kenntnis von Moralphilosophie, die er wegen seines niedern Standes, da er nicht als öffentlicher Lehrer auftreten durfte, in Fabeln einkleidete. So

waren die Menschen damals, und so sind sie noch jetzt. Sagt man ihnen ihre Fehler und Gebrechen freymüthig unter die Augen, so werden immer nur wenige dies gut finden, die meisten aber immer den Wahrheitsprediger hassen und verfolgen. Milder nehmen sie es auf, wenn man diese Fehler und Gebrechen auf den Affen, den Hund, oder irgend ein anders Thier wirft und dies zum Sündenbock macht. Selten denkt man: Mutato nomine de te narrat fabula (nur unter verändertem Namen spricht die Fabel von dir selber) aber man ergötzt sich an der Erzählung und mancher sieht, ohne es zu wollen, sein Bild in dem Thier und bessert sich.

Zu Samos diente Aesop dem Philosophen Xanthus und dann einem andern Herrn, Namens Jadmon, der ihm entweder seiner guten Dienste, oder seiner vortreflichen Eigenschaften halber, die Freyheit schenkte.

Der König Krösus hörte von Aesops Ruf, ließ ihn zu sich holen und überhäufte ihn mit Wohlthaten, so lang er lebte. Das wahrscheinlichste ist, was vorhin von seinem Tod erzählt wurde. Krösus schickte ihn nach Delphos, um dem Apollo prächtige Opfer zu bringen und jeden Bürger mit vier Minen Silbers (ohngefähr 50 Thaler, oder 90 Gulden un-

sers Gelds) zu beschenken. Aesop gerieth mit den Innwohnern in Verdruß, warf ihnen ihre Faulheit vor, weil sie das Land nicht bauten und ohne fremde Hilfe (das ist, ohne die großen Opfer, die in ihrem Tempel zusammenflossen) Hungers sterben müßten. Er ließ es nicht bey diesen Vorwürfen bewenden, sondern nachdem er das Opfer abgethan hatte; — gleichsam als ob er die Einwohner von Delphos nicht für werth halte, von Krösus beschenkt zu werden, — sandte er den Ueberschuß der Stadt Sardis. Darüber wurden jene dergestalt erbittert, daß sie ihm auf die erzählte Art das Leben nahmen.

7.

Pythagoras.

Unter den Weisen Griechenlandes verdient Pythagoras nach Socrates die erste Stelle. Er wurde auf der Insel Samos gebohren und in dem Hause seines Vaters, der ein Kaufmann war, in allen schönen Künsten und Wissenschaften unterrichtet. Das eigentliche Jahr seiner Geburt ist nicht, und nur so viel bekannt, daß Thales, Anaximander und andere berühmte Männer seine Lehrer gewesen sind und daß er im siebenzehnten Jahr seines

Alters bereits ein Gegenstand der Bewunderung seiner Landsleute gewesen sey. Da man zu seiner Zeit noch in die entferntesten Länder reisen mußte, um in den Wissenschaften bedeutende Fortschritte zu machen, so schlug auch Pythagoras diesen Weg ein und besuchte Egypten, denn was man von seinen Reisen nach Phönizien, Chaldäa, Thracien u. s. w. wissen will, ist nicht erwiesen. In Egypten wurde er in die Mysterien eingeweiht und unterwarf sich, um dahin zu gelangen, sogar der Beschneidung. Er sah und entdeckte vieles, aber je mehr er wußte, desto mehr wählte er die liebenswürdige Tugend Bescheidenheit zu seiner Begleiterin, die vom wahren Genie immer unzertrennlich ist. Er gab es daher nicht zu, daß man ihn einen Weisen nannte, weil er glaubte, dieser Name klinge zu stolz für einen Menschen, da Fehler und Irrthümer einem jeden hienieden ankleben und wollte blos ein „Freund und Verehrer der Weisheit" heissen, (Philosoph.) Daher kommt der Name derjenigen Wissenschaft, die wir Weltweisheit, oder gewöhnlicher: Philosophie nennen, das ist: „die Kenntnis der moralisch- und physikalischen Natur." Als Pythagoras einmal gefragt wurde, was er für eine Kunst treibe, so gab er zur Ant-

wort: „Gar keine! Einige kaufen, andere verkaufen, ich aber bin ein blosser Zuschauer der Natur.“ Das will so viel sagen: „Ich betrachte alles, was in der Schöpfung um mich her ist, bekümmere mich um die Natur und das Wesen aller Dinge, um die Absicht ihres Daseyns und ihren Nutzen.“

Nach vollendeten Reisen wählte Pythagoras Kroton (oder Krotona) zu seinem beständigen Aufenthaltsort, entweder weil er ihre Lage für sehr gesund, oder ihre Einwohner für weniger verdorben hielt, als die der andern Städte Griechenlandes. Er stund schon in großem Ruf, als er ankam und sein majestätisches Aeusserliches sowohl, als seine Beredsamkeit und vortrefliche Talente, erwarben ihm sogleich das größte Ansehen. Erst sprach er zu den Kindern, dann zur reifern Jugend, endlich zum großen Rath in Kroton und auf dessen Geheiß sogar zu den Matronen. Die Einwohner der Stadt fingen an, ihn für einen zu ihrem Beystand vom Himmel gekommenen Gott zu halten; man suchte seinen Umgang und seine Freundschaft, wodurch er Gelegenheit bekam, auf alle Stände mit Vortheil zu wirken. Hier stiftete er eine geschlossene Gesellschaft, die man den pythagoräischen Bund nennt, der sich durch Griechenland, Sicilien, Pelopones, bis

Cypern, Cyrene und Carthago ausbreitete und vielleicht das erhabenste und weiseste System von Gesetzgebung ist, das jemals zur Veredlung und Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts erfunden wurde.

Ich will von diesem treflichen Bunde und seiner Verfassung nur einen kurzen Umriß geben. Pythagoras Schüler oder Freunde waren in zwey Klassen getheilt, wovon die Glieder der einen Pythagoräer, die andern aber Pythagoristen hießen. Die letztern waren die eigentlichen Lehrlinge, die erst vorbereitet wurden, ehe sie zu den eigentlichen Geheimnissen der Weisheit Zutritt fanden. Ihr ganzes Leben, bis auf ihren Anstand und ihre Minen, wurden genau untersucht. Drey Jahre lang durften sie in den Bundesversammlungen nicht mitsprechen, ja nicht einmal fragen. Erst wenn sie nach dieser Zeit als gut und treu erfunden waren, sahen sie den Lehrer, der ihnen vorher durch einen Vorhang verborgen war und nun erst konnten sie sich für eigentliche Glieder des Bundes ansehen.

Die Pythagoräer unterschieden sich von andern Leuten, theils durch eine eigene Ehrfurcht erregende Kleidung, die sie äusserst reinlich hielten, weil sie wußten, daß das Volk von der äusserlichen Reinheit des Körpers auf die

innere

innere der Seele schliesse, theils durch ihre von anderer ganz verschiedene Lebensart, die ihre Grundsätze fester, ihre Freundschaft enger, ihre Beschäftigungen uneigennütziger und wirksamer für das gemeine Beste machte. So bald sie in den Bund traten, brachten sie demselben all ihr Vermögen zu, damit sie gleichen Rang und gleiche Bedürfnisse hätten. Eben so war eine strenge und gleichförmige Diät ein Grundsatz des Bundes. Fleisch war ihnen eine verbotene Speise, höchstens durften sie das von Opferthieren genießen; ihre gewöhnliche Nahrung bestund in Milch, Brod und Kräutern, selten tranken sie Wein. Mit dem frühen Erwachen wandelten sie einsam in Haine oder Tempel, theils um Körper und Sinne zu erfrischen, theils um ihr Gemüth zu sammeln. Da dachten sie an die Begebenheiten vergangener Tage und bereiteten sich zu den Geschäften des kommenden vor. Die andere Hälfte des Morgens war zu gemeinschaftlichen Versammlungen an heiligen Orten und zu Leibesübungen bestimmt. Mittags hatten sie eine mäsige Mahlzeit. Nach Tisch besorgte man politische Angelegenheiten, dann giengen zwey oder drey zusammen spazieren. Endlich versammelten sie sich zum Abendessen, wo die Jüngern vorlasen. Zuletzt folgte eine sanfte Musik, um die Seele

zur Ruhe vorzubereiten. Vor dem Einschlafen mußte jeder noch überdenken, was er geredet, gedacht oder gethan habe, um sich in moralischer Vollkommenheit immer weiter zu bringen. Wer gegen die Gesetze des Bundes fehlte, wurde ausgeschlossen. Man setzte ihm ein Grabmal und gab ihm sein Eingebrachtes doppelt wieder zurück. Ihre Freundschaft unter einander war so herzlich, daß das Alterthum mit hoher Achtung von derselben sprach. Der Zweck des Bundes war wahrscheinlich ein beständiges Streben nach sittlicher Vollkommenheit und die Regierung des Staats durch weise, redliche und erfahrne Männer, die es mit ihren Zeitgenossen und der Nachwelt gut meynten und sie glücklich machen wollten. Die Hauptsätze, worauf Pythagoras die Moral seines Ordens gründete, sind in den sogenannten goldnen Sprüchen enthalten und die höchste Regel war: „Das größte, wornach ein Philosoph trachten muß, ist, daß er Gott immer ähnlicher werde."

Schon Pythagoras entdeckte, daß die Venus als Abend- und Morgenstern nur ein einziger Stern sey, — daß die Kometen nur zu gewissen Zeiten, oder in gewissen Gegenden ihrer Bahnen, auf der Erde gesehen werden können und in bestimmten Perioden wieder er-

scheinen. Die Erde hielt er für Kugelförmig und rund umher bewohnt, behauptete Antipoden und sagte: Es giebt ein Land, oder eine Gegend auf der uns entgegen stehenden Halbkugel dieses Erdballs, wo die Menschen die Füße gegen uns kehren und doch aufrecht stehen. Die Alten sahen diese Meynung nicht für so ketzerisch an, als eins der nachfolgenden finstern Jahrhunderte, das den Bischof Vergilius*), weil er sie behauptete, verbrannt hat.

Wann Pythagoras gestorben sey, ist ungewiß. Einige sagen, er sey 90, andere 99 und noch einige 107 Jahre alt geworden. Sein treflicher Bund hatte, so wie leyder vieles Gute in der Welt, das Schicksal, durch Bosheit zerstört zu werden. Der aufgehetzte wüthende Pöbel zu Krotona zündete die Wohnungen der Pythagoräer an und erwürgte alle bis auf zwey, die entrannen. Man glaubt, es sey noch bey Lebzeiten des Pythagoras geschehen und er selbst sey in einem solchen Tumult umgekommen. Ausser Krotona traf den Bund das nemliche Schicksal in ganz Großgriechenland und alle Städte wurden mit Mord und Aufruhr erfüllt.

---

*) Er war im achten Jahrhundert Bischof in Salzburg.

Der König Hiero von Syracus soll einst den Weisen zu sich eingeladen, dieser aber ihm dafür in folgendem Brief dafür gedankt haben: „Ich führe ein sehr einförmiges ruhiges Leben; das Leben das Du führst, ist weder das eine, noch das andere. Ein mäßiger und frugaler Mann kann der sicilianischen Leckerbissen entbehren. Wohin Pythagoras auch komme, findet er genug zur Leibesnahrung und Nothdurft und der Ueberfluß eines Dynasten ist lästig und unbequem für jemand, der sich auf so etwas nicht versteht. Die Genügsamkeit ist ein groß Ding und steht fest; sie hat keine Neider und Verfolger und deßwegen scheint sie uns auch den Göttern am ähnlichsten zu machen. Dazu erwirbt man sich gesunde Konstituzion nicht durch Liebe pflegen, noch durch viel Essen und Trinken; wohl aber durch Mangel, der die Menschen zur Tugend treibt. Die mancherley und ausschweifenden Wollüste aber treiben die Seele schwacher Menschen wie an Stricken, am allermeisten die Wollüste, denen Ew. Majestät ergeben ist. Und weil Du ihr freywilliger Knecht seyn willst, ist dir nicht zu helfen, denn Vernunft gilt bey dir nicht viel mehr, als gar nichts. Lade also den Pythagoras nicht ein, mit Dir zu leben. Der Arzt legt sich nicht gerne zu dem Kranken ins Bette."

Zum Beschluß sey für die Gedächtnisübung noch die schöne Erzählung Pfeffels beygesetzt.

Pythagoras.

In Kroton starb ein armer Greis.
Sein Freund, ein alter Pommer, harrte
Fest bey ihm aus; den Todtesschweiß
Leckt er ihm vom Gesicht. — Man scharrte
Den Leichnam ein. — Der fromme Hund
Sprang wimmernd in den offnen Schlund,
Und starb. — „Fort, in die Schindergrube,
„Geselle, mit dem schnöden Aas!"
So schrie der orthodoxe Bube
Von einem Todtengräber. — „Laß,
„Tyrann, auf seines Freundes Herzen
„Ihn modern!" (rief, mit heil'gen Schmerzen
Im nassen Aug, Pythagoras,
Der Scene Schauer.) „Gute Seelen
„Schließt Eines Gottes Himmel ein.
„Ihr Pilgerrock, den sie nicht wählen,
„Mag glatt nun oder zotticht seyn."

4.

Leonidas.

Die Geschichtschreiber schildern den König Leonidas von Lacedämon oder Sparta als einen tapfern, mäßigen, gerechten, überhaupt

als einen treflichen Fürsten; allein so groß er immer war, so konnte er doch den boshaften Nachreden und Beurtheilungen seiner Landsleute nicht entgehen. Einer trieb einmal die Unverschämtheit so weit, daß er ihm ins Gesicht sagte: ausserdem, daß er König sey, solle er ja nicht glauben, daß er besser, als andere, wäre. — Leonidas antwortete ihm aber lächelnd: „Wäre ich nicht besser als ihr, ich wäre kein König geworden.“ Was wollte wohl der König mit dieser Antwort sagen? Spielte er auf eine hohe Herkunft, oder auf seine größere moralische Vollkommenheit an?

Als die Griechen von den Persern einmal mit Krieg überzogen wurden, die sie gerne unterjocht hätten, zog auch Leonidas mit einem Häuflein Spartanern von dreyhundert Mann aus, um den engen Paß Thermopylä zu vertheidigen. Gewisse vornehme Männer fragten ihn: ob er vielleicht einen geheimen Anschlag im Sinne habe? diesen antwortete er freymüthig: „Ich gebe zwar vor, Thermopylä zu vertheidigen, gehe aber in der That nur dahin, für mein Vaterland zu sterben“, vielleicht weil das delphische Orakel ausgesprochen hatte: um Griechenland zu retten, müsse

T. I. S. 119.

Leonidas.

Kommt, Kameraden, lasst uns heute noch auf der Erde ein Mittagsmahl einnehmen, denn auf den Abend werden wir wahrscheinlich mit den Unterirrdischen speisen.

ein König sterben, der ein Nachkomme des Hercules sey.

Xerxes rückte mit einer ungeheuern Armee heran und voll Stolz ließ er die Soldaten des Leonidas auffordern, ihre Waffen auszuliefern, aber dieser ließ ihm mit lakonischer Kürze zurück wissen: er möchte nur kommen und sie holen, und ein anderer Spartaner, dem man sagte: der Perser wären so viele, daß ihre Pfeile die Sonne verfinstern würden, antwortete: Nun gut, so werden wir im Schatten fechten. — Xerxes machte dem Leonidas die glänzendsten Anerbietungen und sogar, daß er Herr von ganz Griechenland werden solle, wenn er seine Parthey ergreifen wolle. Leonidas bedachte sich nicht lange, sondern schrieb ihm zurück: „Wenn Du wüßtest, worinn die wahre Glückseligkeit des Lebens besteht, so würdest Du nach dem, was andern gehört, nicht streben. Ich will lieber für die Freyheit Griechenlands fechten, als über dasselbe herrschen." — Als er sah, daß sein Häuflein sich schwerlich gegen die große persische Uebermacht lange würde halten können, sagte er vor der Schlacht: Kommt, Kameraden, laßt uns heute noch auf der Erde ein Mittagsmahl einnehmen, denn auf

den Abend werden wir wahrscheinlich mit den Unterirrdischen speisen.

Das Häuflein der Spartaner unterlag wirklich und Leonidas war einer der ersten, die umkamen. Als man nach der Schlacht den Leichnam des Helden fand, begieng Xerxes die unedle That, daß er ihn an ein Kreutz nageln ließ. Die Amphyktionen aber ließen den gefallenen Kriegern an dem Ort, wo sie für das Vaterland gefallen waren, die gemeinschaftliche Grabschrift setzen: O Wanderer, melde es zu Sparta, daß wir hier liegen, weil wir den Gesetzen unsers Vaterlandes gehorcht haben, und die Verehrer der Freyheit nennen den Namen Leonidas mit Verehrung noch nach Jahrhunderten.

9.

Aristides.

Den Socrates nannte das delphische Orakel den weisesten Mann in Griechenland; Aristides bekam von seinen Landsleuten den Beynamen: der Gerechte. Er lebte zugleich mit dem Themistocles zu Athen und diese beyden Männer waren beständige Gegner. Themistocles war behende, unternehmend, leicht ausführend, listig; Aristides gesetzt, bedächt-

lich, standhaft, gerecht, ein Feind des Leichtsinnes, der List und Lüge, daher konnte es bey der großen Verschiedenheit ihrer moralischen Charaktere nicht fehlen, daß sie in beständigem Widerspruch mit einander stunden. Themistocles strebte nach großem Anhang, Aristides gieng lieber seinen Weg allein; Ehrenbezeugungen machten ihn so wenig stolz, als erlittene Beleidigungen niedergeschlagen, er glaubte, man müsse dem Vaterland dienen, ohne Ehre oder Belohnung und selbst dann, wenn es die geleisteten Dienste verkenne.

In der Schlacht bey Marathon war er einer der zehn atheniensischen Generale, die den Sieg gegen das Heer des Darius mit erfechten halfen, nach der Schlacht bewachte er die Gefangenen nebst der Beute und machte auch hier seinem Charakter Ehre, denn er rührte von den vielen eroberten Schätzen nicht nur selbst nichts an, sondern sorgte, daß auch durch andere nichts entwendet wurde. Nach dem Sieg bey Marathon ward Aristides Archon von Athen, zeichnete sich durch seltene Gerechtigkeitsliebe aus und bekam den oben bemerkten Beynamen; aber eben dieser beförderte auch seinen Sturz. — Die leichtsinnigen, stolzen und leicht von Wiedriggesinnten einzunehmenden Athener verdammten ihn durch den Ostracis-

mus zu zehnjähriger Landesverweisung. Bey dieser Gelegenheit ereignete sich folgender Vorgang. Ein Mann, der weder lesen noch schreiben konnte, bat den Aristides, er möchte ihm doch den Namen desselben auf die Scherbe schreiben. — Aristides fragte: „Guter Freund, was hat er euch denn zu Leide gethan?“ Nichts, antwortete dieser, aber es verdrüßt mich, daß man ihn den Gerechten nennt. Ohne ein Wort darauf zu erwiedern, schrieb Aristides seinen Namen, gab eine Stimme mehr zu seiner Verbannung und verließ die Stadt mit dem Wunsch: daß nie eine Zeit kommen möchte, zu welcher die Athenienser sich des Aristides erinnern müßten.

Kaum drey Jahre war er entfernt, so rückte Xerxes mit einer großen Heeresmacht in das athenienſische Gebiet ein. Nun wurde durch ein Edikt allen Verbannten erlaubt, wieder zurück zu kommen und Aristides — kam. Sein Gegner Themistocles war oberster Feldherr geworden; der Gerechte vergaß alle ihre vorige Verhältnisse, stund ihm mit Rath und That bey und beförderte selbst den Ruhm seines Feindes, ohngeachtet dieser seine Verbannung eigentlich bewirkt hatte, weil es um das Beste des Vaterlandes galt. Er focht bey Salamis, bey Platäa und der Sieg folgte ihm allenthalben.

Nach dem Krieg förderte Aristides das Wohl seiner Vaterstadt auf die uneigennützigste Weise, blieb immer arm, obwohl er hätte reich werden können und genoß eben darum jetzt so großes Vertrauen, daß man den Themistocles, der einst vortrug, er habe einen Plan, dessen Ausführung Athen den größten Vortheil bringen müßte, anwies: er sollte zuerst den Aristides darum befragen und was dieser ihm rathe, wolle man thun. Aristides vernahm den Plan, der nichts geringers enthielt, als die vereinigte griechische Flotte in Brand zu stecken, damit alsdann Athen die Oberherrschaft über ganz Griechenland erhielte, und sagte: Der Vorschlag des Themistocles ist so beschaffen, daß nichts vortheilhafter, aber auch nichts ungerechter seyn kann. Ohne daß die Athenienser den Plan wußten, wurde er verworfen, weil der Gerechte gegen ihn gesprochen hatte.

Bey der Verdammung des Themistocles war Aristides der einzige, der nicht gegen ihn stimmte, denn er hatte das Unrecht, das ihm einst von diesem angethan war, längst vergessen und es war ihm nur leid, daß er das Unglück desselben nicht hindern konnte.

Es ist ungewiß, wann und wo Aristides gestorben sey. Sein hinterlassenes Vermögen

war nicht hinreichend, sein Begräbnis daraus zu bestreiten, es mußte auf öffentliche Kosten geschehn, auch seine Töchter wurden aus dem gemeinen Schatz ausgesteuert. Ihm war das Zeugnis eines reinen Gewissens, das Bewußtseyn redlich erfüllter Pflicht, die Erinnerung, viel Gutes für sein Vaterland und seine Mitbürger gethan zu haben, lieber, als Reichthümer, die er sich hätte erwerben können. Dieses Bewußtseyn ließ ihn die armseligen Belohnungen der Welt geringe achten und er fühlte die Wahrheit, die ein deutscher Schriftsteller unsrer Zeit so kräftig schön gesagt hat: Das Seinige treu thun, ist ein Stern, der auf der blossen Brust sitzt, die andern sitzen nur am Kleide.

10.

Themistocles.

Dieser atheniensische Feldherr war der Sohn eines gemeinen Bürgers zu Athen. In seinen Knabenjahren zeichnete er sich durch großen Muth, guten Verstand und einen Trieb nach hohen Dingen, besonders nach Staatsgeschäften, aus. Am liebsten arbeitete er an Anklags- oder Vertheidigungsreden seiner Mitschüler und sein Lehrmeister pflegte oft zu sagen: „Aus dir,

Knabe, wird einmal nichts geringes; entweder ein sehr guter, oder ein sehr böser Mann.“ — In den schönen Wissenschaften und Künsten wollte es nicht recht mit ihm fort, daher ihn andere, die es darinn weiter gebracht hatten, verspotteten; aber er gab ihnen die bedeutende Antwort: Ich kann weder die Leyer, noch die Harfe spielen; doch gebt mir eine Stadt, so klein und unbedeutend sie seyn mag, ich will sie groß machen. In der ersten Hitze der Jugendjahre war er so locker und leichtsinnig, daß sein Vater ihn enterbte und dies gab einen Stoß zu seiner Besserung, denn er fieng nun an, einzusehen, daß er den Verlust des väterlichen Vermögens durch Fleiß und gute Thaten ersetzen müsse, wenn er nicht als ein elender Mensch herum gehen und sich und andern eine Last werden wolle.

Ruhmsucht war eine der Hauptleidenschaften des Themistocles. Er schlief selten und dachte nur großen Entwürfen nach. Denen, die ihn darum fragten, gab er zur Antwort: Die Denkmale des Miltiades lassen mich nicht schlafen. *) Eine seiner ersten

*) Er schlug die Perser bey Marathon und befreyte nicht nur Athen, sondern ganz Griechenland von der ihm gedrohten Sklaverey.

öffentlichen Handlungen war, daß er die Athenienser beredete, Kriegsschiffe zu bauen, um sich dadurch ihren Feinden furchtbar zu machen, und da er diese Bereitwilligkeit, seine Rathschläge anzunehmen, merkte, suchte er sich in der Volksgunst immer fester zu setzen, ja er brachte es so weit, daß Aristides, der mit ihm zugleich in Athen eine bedeutende Rolle spielte, aus der Stadt verwiesen wurde, wie wir bereits gehört haben.

In einem Krieg gegen Xerxes und bey einem Friedensschluß mit den Lacedämoniern leistete Themistocles seinem Vaterland sehr wesentliche Dienste. Er beredete die Athenienser, ihre Stadt geradezu dem Feinde Preis zu geben, dagegen aber sich auf der von ihm errichteten Flotte einzuschiffen. Die des Xerxes soll aus tausend, die der Athenienser aber nur aus hundert und achtzig Schiffen bestanden haben. Themistocles wählte den besten Ort und die geschickteste Zeit zur Schlacht und sein Sieg war so ausgezeichnet groß, als bisher noch nie ein ähnlicher zur See erfochten ward. Xerxes sah sich zum Rückzug genöthigt und Themistocles erhielt den Preis der Tapferkeit. Nach diesem Sieg verschafte er der Stadt Athen einen geräumigen und sichern Hafen und ließ sie mit Mauern umgeben. Indessen

schlief bey diesen Thaten, wie gewöhnlich, der Neid nicht. Themistocles wurde verläumdet und sogar verleitet, etwas zu thun, was ein Mann von Verdienst niemals gerne thut, er mußte öfters an diese Verdienste erinnern, damit sie nicht ganz vergessen werden möchten. Als er nun vollends der Diana einen Tempel nahe bey seiner Wohnung baute, das man für Pralerey hielt und die Lacedämonier Gesandte nach Athen schickten, die ihn heimlich anklagen mußten: er stehe mit dem König der Perser in einem Bündnis zur Unterjochung Griechenlandes, da erfolgte seine Landesverweisung auf zehn Jahre nach dem sogenannten Ostracismus, das heißt: dem „Ziegel- oder Scherbengericht." Um zu verhindern, daß nicht einzelne bedeutende Männer durch Ueberlegenheit ihres Geistes, oder ihrer Reichthümer, oder ihrer Freunde und Verbindungen, sich über die Gesetze erheben und die Landesverfassung in Gefahr bringen könnten, wurde dieses Volksgericht eingeführt. Es befand sich nemlich in der Stadt ein mit einem Gitter eingeschlossener Platz. Jeder Bürger war berechtigt, den Namen eines Mitbürgers, den er für die Konstituzion gefährlich hielt, auf das erste beste Stück eines zerbrochenen Ziegels oder irrdenen Geschirrs zu schreiben und auf jenen Platz zu

werfen. Fand sich die gesetzmäßige Zahl Stimmen gegen einen Bürger, so mußte er auf zehn Jahre das Land verlassen, nicht als ob er eines Verbrechens schuldig erkannt wäre; sondern weil das Volk glaubte, er könnte seiner Freyheit gefährlich werden. Diese Verbannung entehrte auch im Geringsten nicht; der Verbannte behielt sein Vermögen und wurde gewöhnlich nach kurzer Zeit durch einen Volksschluß wieder zurückgerufen.

Beim Themistocles wurde aber die Verweisung bedeutender, als sie wohl sonst in gewöhnlichen Fällen gewesen ist. Die Verläumdung wegen seines angeblichen Einverständnisses mit dem König von Persien wurde geglaubt und man sandte Leute aus, ihn gefangen zu nehmen. Er erfuhr es noch zu rechter Zeit und floh nach Korcyra, (jetzt Corfu), welche Insel ihm für genossene Wohlthaten Dank schuldig war. Auch hier wurde er von den Atheniensern verfolgt und wandte sich zu Admet, dem König der Molosser. Er war wieder nicht sicher und gieng endlich nach Persien, dessen König ihm nicht nur Schutz gab, sondern auch ihn reichlich beschenkte.

Es kam nur auf den Verbannten an, seinen Landsleuten hier sehr schädlich zu werden, denn der König befahl ihm, sich ihnen mit einem

Heer entgegen zu stellen, um ihre immer mehr anwachsende Macht zu schwächen. Damit aber Themistocles nicht genöthigt werden möchte, gegen sein undankbares Vaterland zu fechten, nahm er freywillig Gift und endete dadurch sein Leben. Hier kam ihm sehr gut zu statten, was er einst einem Gelehrten sagte, der ihm ein Mittel entdecken wollte, sein Gedächtnis zu stärken: „Lehre mich lieber die Kunst, zu vergessen, denn ich erinnere mich leyder nur an gar zu vieles, was ich so gerne vergessen möchte."

11.

Cimon.

Cimon war der Sohn des atheniensischen Feldherrn Miltiades, den seine Landsleute blos eines ungerechten Verdachtes halber im Gefängnisse sterben ließen. In seiner frühern Jugend wollte man nicht viel sonderliches von ihm rühmen, er stund vielmehr im Ruf eines etwas leichtsinnigen Gesellen; aber als er besser heranwuchs, zeichnete er sich durch Tapferkeit, Klugheit, Gerechtigkeit und viele andere Tugenden aus. In einem Seetreffen bey Salamis erwarb er sich großen Ruhm und Ansehen und seiner Sanftmuth und Aufrichtigkeit

wegen gewann er auch im bürgerlichen Leben die Herzen seiner Mitbürger. Er schlug die Perser in großen Gefechten, eroberte den Atheniensern die Insel Scyros, sammelte sich in seinen Feldzügen große Reichthümer, aber was noch mehr ist, er wandte sie sehr zweckmäßig an. So ließ er z. B. von seinen Aeckern die Zäune wegreissen, damit Einheimische und Fremde so viele Früchte nehmen konnten, als sie bedurften. Alle Abende fanden arme Bürger für sich die Tafel bey ihm gedeckt. Wenn er ausgieng, begleiteten ihn immer einige wohlgekleidete junge Leute und traf er einen Dürftigen an, so mußten jene ihn bekleiden. Eben diese Jünglinge trugen auch Geld bey sich, um jedem Nothleidenden davon etwas in die Hand zu drücken. Starb ein Bürger und man konnte die Leichenkosten nicht aufbringen, so ließ ihn Cimon auf seine Kosten begraben.

Man sollte glauben, ein solcher Mann müßte die Freude und Wonne seiner Mitbürger seyn, auch war es Cimon eine ziemliche Zeit lang, aber — Invidia est comes virtutis, (Neid folgt der Tugend) ist ein nur zu wahres Sprichwort. Boshafte Menschen rotteten sich zusammen, schmiedeten falsche Anklagen gegen ihn und Cimon wurde auf zehn Jahre aus seinem Vaterlande verwiesen. Seine Verbannung

Socrates.

dauerte indessen nur fünf Jahre, denn als die Athenienser Krieg mit den Lacedämoniern bekamen, riefen sie ihn zurück und er stiftete unter beyden Mächten Frieden, weil er dafür hielt, verzeihen sey eines Helden würdiger, als wenn er sich für erlittene Beleidigungen räche *).

Ein schöner Zug Cimons darf nicht übergangen werden. Als sein Vater Miltiades im Gefängnis gestorben war und die fünfzig Talente Geldstrafe, zu der man ihn verdammt hatte, noch nicht erlegt waren, so blieb der gute Sohn aus Achtung und Zärtlichkeit für den Vater so lange an dessen Stelle gefangen, bis die Strafe auf den letzten Heller bezahlt war.

12.

Socrates.

Ich erzähle jetzt von einem Mann, der eure vorzüglichste Aufmerksamkeit verdient, denn er war einer der besten und weisesten Menschen, die jemals gelebt haben, der sich's zu seiner Hauptbeschäftigung machte, seine Mitbürger zu

---

*) Wie Voltaire sagt: Un héros, qui pardonne, est plus touchant que celui, qui se venge.

Dict. philos. Art. Joseph.

belehren, wie sie von Gott, ihrem Nächsten und sich selbst richtig denken und wie sie ihre ganze Aufführung einrichten müßten, um hier und dort glückselig zu seyn. Und was diesem Mann vor andern, die ebenfalls Weisheit lehrten und Tugend predigten, einen großen Vorzug gab, war dieses, daß er das erste Beyspiel von demjenigen war, was er lehrte.

Socrates war der Sohn des Bildhauers Sophroniscus zu Athen und übte selbst diese Kunst bis in sein dreissigstes Jahr, aber es war ihm mehr damit gedient, die Menschen ihre Pflicht kennen zu lehren, als ihnen schöne Bilder aus Marmor oder Holz zu schnitzeln, darum verließ er die Kunst und widmete sich der Philosophie. Jeden, von dem er glaubte, etwas lernen zu können, suchte er begierig auf; die Schriften der Weisen und Dichter las er mit Begierde, suchte sich selbst von Irrthümern immer mehr frey zu machen und auch andere dafür zu bewahren. Einige, die man Sophisten nannte — wir wollen sie Afterweise nennen — verwirrten der Jugend durch Spitzfündigkeiten und unnöthige Spekulationen den Kopf, die für das praktische Leben nichts taugen, aber Socrates drang auf das einzige, was noth ist, den Verstand zu erleuchten und das Herz zu veredeln und hatte bald die Freu-

de, eine Menge lehrbegieriger Schüler um sich versammelt zu sehen. Die Afterweißen ließen sich ihren Unterricht sehr theuer bezahlen und Socrates — nahm nichts an, weil er sich für genug belohnt hielt, wenn seine Schüler tugendhaft und weise wurden. Er verschmähte eiteln Prunk und Flitterstaat, gieng in jeder Jahrszeit in einem einfachen Gewand oder Mantel, im strengsten Winter ohne Schuhe und bediente sich derselben nur bey Gastmahlen und andern öffentlichen Gelegenheiten, um die Pracht, in der seine Gegner einhergiengen, desto auffallender zu machen, durch sein Beyspiel von Weichlichkeit zu entwöhnen und zu Einfachheit und Sparsamkeit zu reitzen. Die Afterweisen suchten nur reicher und angesehener Leute Söhne; er nur solche, die für Tugend und Wissenschaften etwas hoffen ließen. Jenen war das Leben ihrer Schüler gleichgültig, die des Socrates mußten tugendhaft seyn, sonst schloß er sie von seinem Umgang aus. Jene sprachen in gekünstelten Ausdrücken, er natürlich und schlicht, wie die Wahrheit selber. Glaubten seine Zeitgenossen bis jetzt, es sey schon genug, wenn sie nur die äusserlichen Ceremonien der Religion mitmachten, so lehrte sie Socrates dagegen, ihr Inneres hochachten und daß Thun und Handeln mehr sey, als blosses

glauben. Indem die Sophisten meynten: sie wüßten alles, so bekannte Socrates in aller Demuth: seine größte Weisheit bestehe darin, daß er erkenne, daß er nichts wisse. Lehrte er öffentlich, so sprach er als Freund zu Freunden, und machte eben dadurch den größten Eindruck auf seine Zuhörer. Die Thoren geisselte er durch Spott und wenn dieser nicht wirkte, so rieß er gleich dem Wundarzt das Geschwür auf und stellte die Seelenkrankheit offen dar. Uebrigens war er weit entfernt, andere nützliche Künste und Wissenschaften, die er nicht eigentlich lehrte, für geringe zu achten, oder herab zu setzen, vielmehr war ihm jeder schätzbar, der das Seinige treu that, er mochte seyn von welchem Stand er wollte; nur den erklärte er für einen unnützen Menschen, der entweder nichts, oder Böses that. Selbstkenntnis empfahl er als die erste aller Kenntnisse und meynte, daß nur der den Namen eines wahren Weisen verdiene, der sich selbst ganz erforscht habe und wisse, in wie weit er sich auf sich selbst verlassen könne.

Schon vor Socrates hatte ein anderer griechischer Weiser, Anaxagoras, erkannt und gelehrt, daß ein über alle Gedanken erhabenes weises und mächtiges Wesen die Welt geschaffen habe und regiere, aber jener verbrei-

tete diese Lehre erst allgemeiner und hielt es für gewiß, oder doch für höchst wahrscheinlich, daß unser Geist unsterblich sey. Auf diese Ueberzeugungen von Vorsehung und Unsterblichkeit gründete er seine Tugendlehre, nahm daraus Tröstungen für den leidenden Tugendhaften und Warnungen für den sichern Bösewicht. Die Tugend war ihm eine Seeligkeit, das Gute und Schöne nicht nur zu erkennen und zu empfinden, sondern auch, es auszuüben; ein Bestreben, sich selbst und andere möglichst vollkommen zu machen, und für die Grundlage der Tugend hielt er: Mässigkeit, oder Herrschaft über alle körperlichen Lüste, Leidenschaften und Gewohnheiten und empfahl, beständig nach Gütern zu streben, die man nie verlieren könne, das ist: nach Weisheit und Tugend.

Socrates eigenes Leben war so musterhaft und so tadellos, als keines der frühern Weisen, oder derer, die mit ihm zugleich lehrten. Er erfüllte alle Pflichten als Mensch, Bürger, Gatte, Vater, Lehrer, Kriegs- und Staatsmann vollkommen; ertrug Mangel, indeß er hätte reich werden können, genoß alles mit Mäßigkeit, war so erhaben über öffentliche Belohnungen, daß er einmal, als ihm die Athenienser den Preis der Tapferkeit züerkannten, diesen nicht annahm, sondern ihn dem

Jüngling Alcibiades überließ, damit es ihm nicht an Ermunterung, lobenswürdige Thaten zu thun fehlen möchte. Er war so frey von Menschenfurcht, daß er, als einst der Pöbel von ihm, als öffentlichen Richter, forderte, seine Stimme zur Verurtheilung von neun schuldlosen Feldherren zu geben, er durchaus nicht zu bewegen war, gegen seine Ueberzeugung zu sprechen. Die dreissig Alleinherrscher zu Athen verboten ihm einst, junge Leute ferner in der Regierungskunst zu unterrichten; allein so willig er sonst obrigkeitlichen Anordnungen gehorchte, so ließ er sich nicht abwendig machen, weil er seinem höhern Beruf treu zu bleiben entschlossen war.

Sollte man nicht glauben, ein solcher Mann, der das edelste Leben lebte, und sich so verdient um seine Mitbürger und ihre junge Nachwelt machte, müßte der größten Verehrung genießen und im Tode allgemein als ein Nationalverlust beklagt werden? — So scheint es allerdings; aber von einem verdorbenen Volk, das die meisten Athener zu Socrates Zeit waren, läßt sich eine solche reine Dankbarkeit nicht erwarten, noch weniger aber sollte man denken, daß er wegen Verbrechen angeklagt werden könnte, die er nie begangen hatte. Und doch geschah dieses. Ein Komödienschreiber,

Aristophanes, stellte in einem seiner Stücke: die Wolken betitelt, den edeln Weisen nicht nur als einen armseligen, schmutzigen und eckelhaften Grillenfänger, sondern sogar als einen gefährlichen Mann dar, der die Götter des Volks verachte und eine neue Religion einzuführen strebe. Die Sophisten streuten aus: Socrates sey wirklich alles dessen schuldig, was ihm der Komödienschreiber andichte und nun stunden zwey nichtswürdige Menschen, Anytus und Melitus auf, die sich mißbrauchen ließen, eine öffentliche Anklage zu machen, daß Socrates ein Gotteslängner und Volksverderber sey.

Der Weise gab sich keine Mühe, diese schändliche Anklage zu widerlegen, oder widerlegen zu lassen, sondern glaubte, seine beste Vertheidigung sey, daß er nie in seinem Leben einem Menschen Unrecht gethan habe. Vor Gericht sprach er nur wenig, aber muthig und standhaft, erinnerte seine Richter mit kurzen Worten an das Gute, das er zu stiften bemüht gewesen sey und daß er, auch wider ihren Willen, künftig darinn fortfahren werde, weil man Gott mehr Gehorsam, als ihnen schuldig sey. Diese Standhaftigkeit, dieses muthige Bekänntnis seiner Unschuld erbitterte die Elenden, die ihn richten sollten und

ihr Ausspruch war: er habe den Tod verdient. Ruhig hörte Socrates das unrechte Urtheil an und sagte seinen Freunden, die das Schicksal des erhabenen Greisen bejammerten: Sie sollten ihn nicht beklagen, sondern ihm vielmehr zu seiner Reise aus einer Welt voll Elend Glück wünschen. Einen derselben, welcher sagte, es kränke ihn nichts so sehr, als daß sein Lehrer so unverdienterweise sterben müsse, fragte er: „würde es dir denn lieber seyn, wenn ich schuldig wäre?"

Von der Zeit seiner Verurtheilung bis zur Ausführung des Beschlusses unterhielt sich Socrates fleißig mit seinen auserwählten Freunden. Er suchte sie in der Liebe zum Guten zu stärken und sich gleich zu bleiben, bis auf den letzten Augenblick. Einige riethen ihm zur Flucht, aber er verwarf den Antrag. Am Tage seines Todes sprach er mit großer Heiterkeit über die Unsterblichkeit des Geistes und ein besseres Leben, leerte den Becher mit Schierlingssaft, indem er die Gottheit um einen glücklichen Ausgang aus der Welt anflehte, mit sanften Zügen und entschlief unter den Thränen seiner Lieben.

So lebte, dachte, lehrte und starb Socrates. Die Athenienser bedauerten zwar nach kurzer Zeit ihre Uebereilung, ließen den einen

seiner Ankläger, Anytus, hinrichten, errichteten dem unschuldig gemordeten Weisen eine Bildsäule, aber mit alle dem konnten sie ihr begangenes Unrecht nicht mehr gut machen, ihre Schande war offenbar vor ganz Griechenland und ist es bis auf den heutigen Tag. Sie erinnerten sich zu spät vieler seiner weisen Lehren, seine Schüler schrieben sie auf und pflanzten sie durch mündliche Ueberlieferung fort, wie ihr Lehrer gethan hatte. Es entstunden nach und nach philosophische Schulen, worinn der Grundsatz herrschend wurde: daß der Mensch ohne Rechtschaffenheit und Tugend keiner Glückseligkeit theilhaftig werden könne.

13.

Plato.

Plato war einer der berühmtesten Schüler des Socrates, aus Athen und ohngefähr 450 Jahre vor Christo gebohren. Er studirte in seiner Jugend die Systeme mehrerer Philosophen, als er aber den Socrates kennen lernte, hielt er sich ganz allein an diesen. Nach dem Tode des großen Weisen und um den Atheniensern nicht Gelegenheit zu geben, sich zum zweitenmal an der Philosophie zu versündigen, gieng er zuerst nach Megara, machte

große Reisen und kam erst dann wieder nach Athen zurück, als er hoffen konnte, daß das Gewitter sich wieder verzogen habe. Hier errichtete er nun eine eigene philosophische Schule und sein lebhafter, geistvoller Vortrag verschafte ihm eine große Anzahl von Zuhörern. Seine Beredsamkeit war so eindringend, daß sogar die Fabel entstund, seine Mutter habe ihn als Kind auf dem Berge Hymettus in einem Myrthengebüsch niedergelegt, alsbald sey eine Menge Bienen herbeygeflogen und habe ihm Honig in den Mund geträuft. Seine untadelhaften Sitten sowohl, als der Ruf der großen auf seinen Reisen gesammelten Weisheit, schaften ihm große Achtung und in dieser starb er auch, über achtzig Jahre alt. Er lebte ungemein mäßig, aß des Tages nur einmal, arbeitete fleißig, enthielt sich des Zorns und anderer heftiger Leidenschaften, hielt sich sehr eingezogen und bekümmerte sich, ausser seinen eigenen, nicht gerne um anderer Verhältnisse, am allerwenigsten um die Staatsangelegenheiten der Athenienser, nur den Arkadiern und Thebanern verfaßte er ihre Gesetze auf ausdrückliches Verlangen. In einem derselben verbot er das viele Schlafen, weil ein Schlafender nicht den geringsten Werth habe. Den Berauschten empfahl er, sich öfters im Spiegel zu besehen,

um wahrzunehmen, was ein Trunkener für eine häßliche Figur mache.

Plato hat nicht nur den Umfang der Philosophie sehr erweitert, sondern auch ihre Form verbessert. Er glaubte an die Unsterblichkeit der Seele, lehrte, daß die Vorsehung sich auf das Kleinste in der Welt erstrecke, drang — wie Socrates — auf die genaueste Erfüllung aller Pflichten und war der Meynung, daß nur dadurch der Mensch seine und anderer Glückseligkeit zu befördern fähig sey. Er kleidete seinen Vortrag in Gespräche ein und man hielt sie für so schön, daß man sagte: wenn Jupiter griechisch reden wollte, so würde er sich Plato's Redensarten bedienen, indessen hat man ihn in spätern Zeiten zu weitläufig, auch zu poetisch gefunden. Seine Philosophie aber hatte den Fehler, daß sie nicht rein Socratisch, sondern mit Pythagoreischen und andern Ideen, auch wohl mit eigenen Grillen vermengt war, die besonders in seiner „Republick", worinn er eine nach seiner Ansicht vollkommene Staatsverfassung schilderte, sich nur zu häufig finden, gleichwie er auch den Socrates in seinen Dialogen nicht selten Dinge sagen läßt, die der Weise nie gesagt und nur der „göttliche Plato" aus seinem eigenen Vorrath ihm in den Mund zu legen für gut gefunden hat.

14.

Xenophon.

In zweyerley Rücksichten verdient Xenophon daher näher gekannt zu werden, einmal als treflicher Feldherr und dann als Freund des Socrates, der nicht blos seine Philosophie hörte und lernte, sondern auch sie mehr, als jeder andere seiner Schüler, ausübte. Er war ein gebohrner Athener und kam schon früh mit jenem Weisen in Verbindung, den sein Aeusserliches auf den ersten Blick einnahm. Er nahm ihn mit sich in den peloponesischen Krieg und rettete ihm in der Schlacht bey Delion das Leben, deßhalb ihm der Jüngling stets mit warmer Liebe anhieng. In dem Krieg, den der jüngere Cyrus mit seinem Bruder Artaxerxes führte, diente Xenophon als Freywilliger bey dem griechischen Heer unter dem Feldherrn Proxenus. Dieser fiel in einem Treffen und bald nach demselben kam es zwischen den Griechen und Persern, nachdem die Generale der erstern gemißhandelt und sogar als Treulose hingerichtet worden waren, zum Bruch. Als die griechischen Völker diese Mißhandlung vernahmen, trat ein Zustand allgemeiner Muthlosigkeit unter ihnen ein. Sie waren gegen fünfhundert Meilen von Haus

entfernt, von großen Flüssen, unermeßlichen Einöden und feindlichen Völkern umgeben, ohne nur zu wissen, woher sie Lebensmittel nehmen sollten. In dieser Noth erwählten sie den Xenophon zu ihrem Anführer. Er sprach ihnen Muth zu, erinnerte sie an die Schlachten bey Platäa, Thermopylä und Salamis und sagte ihnen, daß, woferne sie nur bereit wären, lieber mit Ehren zu sterben, als in die Hände der Barbaren zu fallen, so würde alles noch gut gehen. Man steckte die Zelten samt dem Gepäcke in Brand und trat nun jenen Rückzug an, der unter dem Namen des „Rückzugs der zehntausend Griechen" in der Geschichte berühmt ist. Was für Gefahren sie bestanden, wie oft sie angegriffen wurden, welchen Verlust sie litten, alles dies zu erzählen, wäre hier zu weitläufig und wir begnügen uns, einstweilen zu wissen, daß Xenophon trotz aller Gefahren am Ende doch seine Landsleute glücklich nach Hause brachte. Nun beschäftigte er sich auf seinem Landgut Skillas, nicht weit von Olympia, ganz mit der Philosophie und den Wissenschaften überhaupt. Kein Zweig des menschlichen Wissens blieb von ihm unbearbeitet und seine historischen Werke waren damals einzig in ihrer Art. Die „Denkwürdigkeiten des Socrates" und die „Cyropädie" besonders,

werden noch jetzt geschätzt. In seinen philosophischen Schriften lehrte er, wie man Leib und Seele bilden müsse, um durch Weisheit und Tugend eben so glücklich zu seyn, als der große Lehrer (Socrates) es gewesen sey. Seine Schreibart gefiel so allgemein, daß man ihn nur die attische Biene oder Muse nannte.

Als Skillas erobert wurde, begab sich Xenophon nach Korinth, denn die Athenienser hatten ihn auf Betrieb des Artaxerxes aus dem Vaterland verwiesen. Hier starb er im neunzigsten Jahr seines Alters. Er wollte eben an einem Festtage opfern, als man ihm meldete, sein Sohn sey in der Schlacht bey Mantinea gefallen. Sogleich nahm er den Blumenkranz ab, den er auf dem Kopf trug; da man ihm aber sagte, daß der Gefallene als Held gestorben sey und den Epaminondas getödtet habe, setzte er ihn wieder auf und verrichtete das Opfer mit Ruhe.

15.

Alcibiades.

Dieser Feldherr der Athenienser war ein Mann, von dem man sagte: die Natur habe an ihm eine Probe gemacht, was sie zu schaffen vermögend sey, denn er hat sich eben so

sehr

sehr durch schlimme, als durch gute Eigenschaften ausgezeichnet. Er stammte aus einer der vornehmsten Familien Athens, war einer der schönsten jungen Männer seiner Zeit, beredt, unternehmend, scharfsinnig, gewandt und geschickt in allen Dingen. Als Knabe legte er einst eine Probe großer Keckheit und Selbstvertrauens ab. Er spielte mit andern seines Alters in einer engen Gasse, durch die ein beladener Wagen fuhr. Befehlend rief er dem Fuhrmann zu: er sollte halten und da dieser nicht wollte, warf er sich in den Weg und sagte: Fahre zu, wenn du das Herz hast. Der Fuhrmann wurde dadurch so überrascht, daß er, ohne ein Wort zu antworten, den Wagen zurück zog. — Gegen seine Lehrmeister war er sehr folgsam und horchte begierig ihrem Unterricht, besonders ergeben war er dem weisen Socrates. Dieser allein durfte ihm freymüthig seine Fehler entdecken. Er brachte ihn durch sein kraftvolles Zureden oft bis zum Weinen, nur gestattete der Leichtsinn des Jünglings nicht, daß die gute Empfindung von langer Dauer war und bald bekamen die schlimmen Neigungen wieder die Oberhand. Einmal demüthigte der Weise seinen Hochmuth auf eine sehr empfindliche Art. Alcibiades fieng an, sich im Besitz mehrerer Landgüter zu überheben.

Da nahm Socrates eine Karte von der damals bekannten Erde und hies ihn das Gebiet der Athenienser aufsuchen. Alcibiades that es. Nun sagte Socrates, zeige mir auf dieser Karte auch deine Landgüter. Alcibiades fand sie nicht und Socrates gab ihm die Lehre: wie lächerlich es sey, auf Besitzungen hochmüthig zu seyn, die nicht einmal werth gefunden würden, auf einer Landkarte bemerkt zu werden. — Einst kam er als Jüngling in eine Schule und forderte von dem Lehrer einen Homer. Dieser entschuldigte sich damit, er habe keinen und weil dies dem Alcibiades von einem Sprachlehrer ganz unerwartet war, gab er ihm eine Ohrfeige und ging davon. Ein anderer Lehrer behauptete: den Homer verbessert zu haben. Dieser bekam die zweyte Ohrfeige, indem er den Homer verbessern zu wollen für Frechheit hielt und meynte, wenn jener das im Stande wäre, würde er schwerlich Schullehrer geblieben seyn.

Zeitig gelangte Alcibiades zu Staatsgeschäften, wozu er sich durch seine große Rednerkunst den Weg bahnte. Ausserdem half ihm dazu seine vornehme Herkunft, der große Aufwand, den er machte und das Auffallende in seinem ganzen Benehmen. Er verrichtete sie mit großer Thätigkeit, bewies sich immer ar-

beitsam, ausdauernd und gegen das Volk in hohem Grade freygebig; aber nach seiner gewöhnlichen Weise ging er eben so schnell wieder zu Trunkenheit, Wollüsten und allen möglichen Ausschweifungen über, so, daß man sich wunderte, wie in Einem Menschen so widersprechende Eigenschaften beysammen wohnen könnten. Seine Verschwendung gieng so weit, daß kein König so viele Wagen zu den olympischen Spielen schickte, als Alcibiades. Unter andern hatte er einen Hund, der ihn 70 Minen, (ohngefähr 875 Thaler, oder 1575 Gulden) kostete. Diesem schnitt er einst seinen sehr schönen Schwanz ab und als man ihm sagte: jedermann würde es tadeln und über ihn schmähen, antwortete er: Eben das wollte ich, denn nun werden die Athenienser wenigstens nichts schlimmers von mir sprechen.

Ein gewisser berüchtigter Menschenhasser, Namens Timon, sagte ihm einst, als ihn das Volk mit Jubel begleitete, nachdem er in einer öffentlichen Versammlung etwas sehr schweres durchgesetzt hatte: „Du thust recht, junger Mensch, daß du dich empor schwingst. Du wirst dich zum Unglück dieser aller erheben." Dieses hingeworfene Wort und das eines andern: „Wer einen Löwen aufzieht, muß sich

seine Sitten gefallen lassen", schien nicht umsonst gesagt zu seyn. Es fanden sich Ankläger gegen Alcibiades, daß er die heiligen Geheimnisse der Göttin Ceres entweiht habe und eben da er als Feldherr in Syrakus war, wurde er zu Athen zum Tod verdammt. Er entfloh und warf sich in die Arme der Spartaner, denen er größere Dienste zu leisten versprach, als er ihnen einst als ihr Feind Schaden gethan habe. Sie nahmen ihn auf und er hielt Wort. Er nahm nicht nur ganz die strengern spartanischen Sitten an, sondern weihte sich dem Dienst des Staats, den er nun für sein zweytes Vaterland ansah, mit größtem Eifer. Aber auch hier siegte wieder sein Leichtsinn dergestalt über ihn, daß er abermals in Lebensgefahr gerieth und entfliehen mußte.

Das Volk zu Athen, unterdrückt durch den Adel und mächtige Gewalthaber, rief den Alcibiades wieder in sein Vaterland und ernannte ihn zum Feldherrn. Einer der wichtigsten Dienste, den er ihm leistete, war, daß er phönizische Schiffe, die die Lacedämonier von dem König der Perser erwarteten, zwang, sich entweder mit den Atheniensischen zu vereinigen, oder wenigstens die Spartaner nicht zu unterstützen.

Endlich gieng Alcibiades auf eine trau-

tige Art aus der Welt. Die Spartaner konnten ihm den letzten Streich nicht verzeihen. Sie verhetzten den Perser Pharnabazus gegen ihn und als er sich in einem kleinen Dorf in Phrygien aufhielt, sandte dieser Meuchelmörder gegen ihn aus. Sie wagten es nicht, in seine Wohnung zu gehen, sondern steckten sie Brand. Alcibiades bemerkte es kaum, so warf er seine meisten Kleider, Teppiche und Geräthschaften ins Feuer, wickelte den Mantel um den linken Arm, faßte mit der rechten Hand sein Schwerd, und sprang unbeschädigt durch die Flamme. Die Mörder erstaunten hierüber, griefen ihn nicht an, aber schoßen ihn aus der Ferne mit Pfeilen und Wurfspiessen todt. Timandra, ein Frauenzimmer, die mit Alcibiades gelebt hatte, wickelte den todten Helden in ihr Gewand und begrub ihn, so gut sie es vermochte, in der Stadt Melissa.

16.

Dionysius der ältere und jüngere.

Ich wünschte meine lieben jungen Leser freylich nur von guten und treflichen Menschen unterhalten zu können, allein auch die schlimmen müssen von ihnen gekannt werden, damit sie im Guten gestärkt und weise werden. Unsere

Menschenkenntnis würde zu eingeschränkt und unvollkommen seyn, wenn uns nur die guten und tugendhaften Charaktere bekannt wären, wenn wir nur die Schönheit des Gemäldes, und nicht auch seine Schattenseite kennen lernen wollten. Böse Menschen, mit Wahrheit geschildert, machen uns die guten nur um so liebenswürdiger. Die Tugend verschönert sich, wenn wir das Laster in seiner Häßlichkeit erblicken; wir bestreben uns jene zu erwerben, den richtigen Weg zu wandern, unser eigenes und unsrer Nebenmenschen Glück zu befördern. Aber auch dem Leichtsinnigen, der noch wenig gute Thaten gethan hat, ist jene Erzählung nützlich. Er wird einsehen lernen, daß das Böse oft schon hienieden nicht ungestraft bleibe, das Gute nicht unbelohnt; er wird zittern bey dem Ende der Lasterhaften und wie jener, der sich vorsetzte, einen Weisen anzuhören, um über ihn spotten zu können, umkehrte und selber weise ward, auch seinen schlimmen Weg verlassen, die Stimme der Vernunft und Religion hören und selbst ein besserer Mensch werden.

Dionysius der ältere war aus Syracus gebürtig und wußte sich bey dem Volk dergestalt einzuschmeicheln, daß er zum Feldherrn erwählt wurde, als die Syracusaner mit den Karthaginiensern Krieg führten. Die Solda-

ten wußte er so einzunehmen und gegen die andern Generale zu empören, daß er gar oberster Feldherr wurde. Nun machte er vielerley Veränderungen bey der Armee, setzte diejenigen zu Befehlshabern, die ihm ergeben waren und jene ab, denen er nicht traute. Mit einem solchen auserwählten Gefolge gieng er nach Syracus zurück und niemand wagte es, sich ihm entgegen zu stellen, nur er allein durfte seinen Wiedersachern trotzen und sich im fünf und zwanzigsten Jahr seines Alters zum Beherrscher von Syracus aufwerfen. So erhob er sich von einem geringen Schreiber, der er nach Diodors Bericht gewesen war, zum Oberherrn der reichsten und mächtigsten Stadt von Sicilien, wie in unsern Zeiten ein Artillerielieutenant zum Kaiser. — Er herrschte unumschränkt und quälte seine Unterthanen auf die härteste Weise. Zwar empörten sie sich in der Folge gegen ihn, aber er fand Mittel, sie bald wieder unterthänig und gehorsam zu machen, so daß alle Versuche, sich seiner Despotie zu entledigen, fehl schlugen. Er machte glückliche Eroberungen und beugte alles unter seinen tyrannischen Zepter.

Unter andern Thorheiten, die Dionysius begieng, war auch die, daß er sich einbildete, ein vorzügliches poetisches Genie zu seyn und

die Schwachheit hatte, jedem seine Mißgeburten vorzulesen. Die Schmeichler, deren er an seinem Hofe genug hatte, lobten sie sehr und halfen daher die hohe Meynung, die der König von seinem poetischen Talent hegte, noch mehr vergrößern. Die Gelehrten und Dichter seiner Zeit mußten sich oft an seiner Tafel einfinden, wo er sie dann zum Nachtisch mit seinen Versen unterhielt, die die meisten ganz vortreflich fanden. Der einzige Polirenus konnte sich nicht so tief erniedrigen, etwas für schön zu preisen, das nicht schön war und er sagte es frey heraus, daß ihm das königliche poetische Machwerk nicht zusage. Das verdroß den Tyrannen so, daß er der Wache befahl, den armen Dichter augenblicklich zu den Steingruben, oder dem gemeinen Gefängnis, zu führen. An einem folgenden Tag wurde Polirenus auf Bitten seiner Freunde wieder frey gelassen. Der Tyrann las abermals Verse her und glaubte, Polirenus werde nun klüger geworden seyn und sie schön finden; allein statt zu antworten, kehrte sich der Dichter um und sagte zur Wache: bringt mich nur wieder in die Steingruben. Dionys nahm es als einen Scherz auf und sagte: Polirenus habe dem Witz seine Freyheit zu danken.

Bey dieser Gelegenheit war auch ein ge-

wisser Antiphon zugegen und da er sah, daß Dionys an Witzspielen Gefallen fand, so sagte er verschiedene beissende Dinge, die der Fürst belächelte. Als er aber auf dessen Frage: „welches das beste Erz sey?“ die Antwort gab: „dasjenige, aus welchen man die Bildsäulen des Harmodius und Aristagiton gemacht habe“, so mußte er diesen Witz mit dem Leben bezahlen. Harmodius und Aristagiton waren nemlich zwey große Patrioten, die die Freyheit ihres Vaterlandes gegen den Hipparchus, Sohn des Pisistratus, vertheidigt hatten. Von dieser Raserey, sich für einen poetischen Kopf zu halten, war Dionys nicht zu heilen, selbst nicht durch die Beschimpfung, die seinen erbärmlichen Gedichten in den olympischen Spielen *) wiederfahren war.

Diese Schwachheit könnte man dem Dionys indessen übersehen, wenn er sonst nichts tadelwürdiges begangen hätte; allein seine La-

*) Sie wurden alle vier Jahre in der Stadt Olympia im Theßalien gehalten. Man stellte verschiedene Kampfspiele im Laufen, Fahren, Singen ꝛc. an und die Sieger erhielten Preise. Von dieser Feyerlichkeit schreibt sich der Gebrauch her, daß die Griechen nach Olympiaden rechneten, nemlich von vier zu vier Jahren.

ster machen ihn hauptsächlich verabscheuungswerth. Seine Ehrsucht war ohne Grenzen, sein Geitz schonte weder die besten Menschen, noch die heiligsten Oerter; seine Grausamkeit machte keinen Unterschied unter Freund und Feind, wenn es darauf ankam, seinem Argwohn ein Opfer zu bringen. Er brach Verträge mit der größten Leichtigkeit, er verachtete die Religion und war ein Feind der Menschen, oder ließ sie wenigstens, wie die Despoten insgemein, seine Geringschätzung bey jeder Gelegenheit empfinden, welches aber kaum anders zu erwarten ist, weil die Menschen die Despoten fürchten, vor ihnen im Staube kriechen und sich gelassen benehmen, wenn sie ihnen den Fuß auf den Nacken setzen, statt sich gegen einen solchen Druck männlich und muthig zu erheben.

Indessen, da es wohl keinen Menschen gegeben hat, der nicht wenigstens etwas Gutes an sich gehabt hätte, so erfordert es die historische Gerechtigkeit, dieses auch an Dionys nicht zu übersehen. Er hatte zwey Gemahlinnen, gegen die er sehr liebreich und gütig war, und so auch gegen seine Schwester Thesta. Er bewies sich bey mancherley Vorfällen gefällig und freundlich gegen die Syracusaner, und ließ sich manchmal bis zum Umgang mit or-

dentlichen Handwerksleuten herab. Und wie sehr auch den verdorbenen Menschen hoher Edelmuth rühre, davon giebt ebenfalls Dionys ein sprechendes Beyspiel.

Zu seiner Zeit lebten in Syracus zwey würdige Männer, Damon und Pythias. Gegen den erstern hatte der Tyrann einen Argwohn gefaßt und verdammte ihn zum Tode. Damon ertrug sein grausames Schicksal geduldig, nur bat er, daß ihm erlaubt werden möchte, vor seinem Ende noch eine Reise in sein Vaterland zu machen, um einige Familien-Angelegenheiten zu besorgen und versprach, zur gesetzten Zeit wieder in Syracus zu seyn. Damit Dionys diese Bitte nicht abschlagen möchte, stellte sich Pythias für seinen Freund zum Bürgen und versprach, den Tod zu leiden, wenn Damon nicht wiederkommen sollte. Einen solchen Edelmuth konnten Dionys und seine Hofschranzen nicht begreifen; sie lachten in ihrem Wahn des Thoren, der eine solche Bürgschaft über sich nehme und erwarteten begierig, was für einen Ausgang es nehmen werde. Nun erschien der Tag, an dem Damon hingerichtet werden sollte und noch war er nicht wiedergekommen. Man gab den Pythias für verloren und er wurde wirklich zum Richtplatz geführt; aber in dem Augenblick, in dem die

Execution beginnen sollte, hörte man von ferne: „Halt ein!“ schreyen. Jedermann erstaunte, und dies Erstaunen wuchs, als man sah, daß Damon es war, der zur Rettung seines großmüthigen Freundes erschien. Er fiel in die Arme seines Geliebten und wollte sich nun der Todesstrafe unterwerfen, die der Tyrann über ihn ausgesprochen hatte. Pythias grämte sich, daß er seinen liebsten auf der Erde verlieren sollte und da er nicht für ihn sterben konnte, so wollte er wenigstens mit ihm sterben. Von dieser seltenen Treue wurde selbst Dionys gerührt. Er schenkte dem Verurtheilten das Leben und bat die beyden Edeln, sie möchten ihn an ihrer so heiligen Freundschaft Antheil nehmen lassen.

Von Dionys Argwohn und Mißtrauen wollen wir noch nachholen, daß er sich zu dem Volk von Syracus nie anders zu sprechen getraute, als von einem hohen Thurm herab. Unter seinem Kleide trug er beständig einen eisernen Brustharnisch, damit kein Dolch irgend eines Mißvergnügten möchte eindringen können. Er ließ sich von seinen Töchtern den Bart mit Nußschalen abbrennen, weil er sich vor seinem Barbier fürchtete. Sein Bette war mit einem Graben umgeben und er schlief niemals eher ein, als bis eine kleine Zugbrücke, die über

diesen Graben gieng, aufgezogen und wohl verriegelt war. Selbst seiner Mutter, seinem Sohn und andern seiner nächsten Verwandten traute er so wenig, daß sie sich, wenn sie zu ihm kommen wollten, immer erst von der Wache durchsuchen lassen mußten, ob sie kein Gewehr bey sich führten. — Welch ein armseliges Leben ist das eines Despoten, der immer in Furcht schweben muß, indessen der gute und gerechte Fürst in der Liebe seiner Unterthanen so sicher ruht! — An Dionys Beyspiel aber lerne man, daß die Tugend auch von schlechten Menschen bewundert werden müsse, ob sie schon selber die Kraft nicht haben, gut und edel zu handeln. Lasset es aber nicht beim Bewundern bewenden, sondern trachtet, selbst viel Gutes zu thun.

Dionys starb endlich an einem zu starken Schlaftrunk, den ihm seine Aerzte gegeben hatten, als er Ruhe vor den heftigen Schmerzen zu haben wünschte, die er sich durch unmäßige Trunkenheit zugezogen hatte.

Der jüngere Dionys hatte eine ganz vortrefliche Gemüthsart. Er war leutselig, friedliebend, von Natur zur Tugend geneigt und mit Abscheu gegen alle Art von Gewaltthätig-

keit erfüllt. Er fand Geschmack an Wissenschaften und Künsten, und Vergnügen im Umgang mit Gelehrten; aber er giebt ein Beyspiel, wie wenig die vortreflichsten Naturgaben nützen, wenn sie nicht durch eine weise Erziehung ausgebildet werden. Sein Vater, dem alle Fähigkeiten und Verdienste sogar bey seinen eigenen Kindern Verdacht erregten, erstickte durch seine Erziehungsmethode jeden Keim des Guten und Schönen in den jungen Seelen. Er hielt sie im äussersten Zwang und die Folge davon war, daß sie, so bald sie sich selbst überlassen waren, ausschweiften. Der jüngere Dionys lebte in Saus und Braus, so bald er sein eigener Herr wurde. Er gab z. B. einmal ein Gastmal, das drey ganze Monate währte, und begieng viele ähnliche Ausschweifungen. Der Bruder seiner Stiefmutter, Dion, der an Dionysens Hof lebte, sah dies mit Mißfallen und weil er den Fehler mit Recht in der Erziehung suchte, so glaubte er, der junge Prinz würde am leichtesten zu gewinnen seyn, wenn man ihn mit weisen und guten Menschen in Verbindung brächte. Dion hatte vormals Bekanntschaft mit dem großen Philosophen Plato gehabt und äusserte gegen Dionys den Wunsch, daß er diesen durch Treflichkeit des Geistes, ausgebreitete Kenntnisse, Güte

des Herzens und Anmuth des Umgangs ausgezeichneten Mann an seinen Hof berufen möchte. Dionys ließ es sich gefallen, aber Plato hatte wenig Lust dazu und nur auf Dions Zureden gab er endlich dem Ruf Gehör, um zur Bildung des jungen Fürsten mitzuwirken. Die Hofleute fanden bey der Gegenwart des Weisen ihre Rechnung nicht; sie spannen Kabalen gegen ihn und Dion. Dieser wurde aus Sicilien verbannt und jener gieng freywillig wieder in sein Vaterland. Obwohl beyde nach einiger Zeit wieder kamen, so stifteten sie doch wenig Nutzen und Plato entfernte sich zum zweitenmal.

Wer nicht auf gute Lehren erfahrner Männer hört, muß es sich selbst zuschreiben, wenn er endlich zu Grunde geht. Das erfuhr auch Dionys der jüngere. Sein Land wurde ihm genommen und Timoleon schickte ihn mit einem einzigen Ruderschiff, ohne die geringste Bedeckung, nach Korinth. Hier drückte ihn die Armuth so sehr, daß er Schulmeister werden mußte, und nun verübte er die Tyranney an Kindern, die Männer von ihm nicht mehr ertrugen. Philipp, König von Macedonien, traf ihn einst zu Korinth auf der Strasse an und fragte ihn: warum er ein so mächtiges Königreich verloren, das ihm sein Vater hinter-

lassen habe? Er gab zur Antwort: „Mein Vater hat mir zwar ein reiches Königreich hinterlassen, aber nicht das Glück, welches ihn und sein Reich erhalten hat.“

17.

Timoleon.

Wenn man einen der größten Verehrer und Freund seines Vaterlandes, den muthigsten Freund der Freyheit, den erklärtesten Tyrannenhasser, dem das Wohl des Vaterlandes über alles gieng und der lieber den Gesetzen desselben gehorchen, als dessen Beherrscher seyn wollte, mit einem einzigen Wort bezeichnen will, so darf man nur den Namen Timoleon nennen. Er war der Sohn angesehener Eltern zu Korinth, ein Jüngling von sanfter Seele, aber ein Feind alles Unrechtes. Gebohren mit einem edeln Abscheu gegen jede Art von Unterdrückung, that er sich gegen einheimische und fremde Machthaber hervor. Er hatte einen Bruder, Namens Timophanes, der sich zur Herrschsucht verführen ließ, welches den edeln Jüngling nicht wenig kränkte. In einer Schlacht zwischen den Korinthern auf einer und den Argivern und Kleonäern auf der andern Seite hatte jener das Unglück, von seinem verwundeten

deten Pferd zu stürzen. Timoleon, der unter dem Fußvolk diente, lief eiligst zu Hilfe, hielt seinen Schild über den zu Boden liegenden Bruder; mit seinem eigenen Körper wehrte er die Wurfspieße und Hiebe der Feinde von dem Bruder ab und rettete sein Leben; aber es währte nicht lange, so schonte er es nicht mehr. Timophanes ließ sich von andern verführen, die Stadt Korinth seiner Herrschaft zu unterwerfen, welches den Timoleon ungemein kränkte. Er gab sich alle Mühe, ihn von seinem bösen Vorhaben abzuziehen und da alles vergebens war, gieng er in Begleitung zweyer Anverwandten zu ihm, die alle drey ihre Vorstellungen wiederholten. Anfangs verlachte sie Timophanes, bald aber brach er in einen heftigen Zorn gegen ihn aus. Timoleon trat ein wenig zurück, verhüllte sein Gesicht, weinte und die beyden andern stießen dem Timophanes ihre Dolche ins Herz. Einige Bürger von Korinth rühmten die That als sehr patriotisch, andere sahen nur einen Brudermord in ihr. Seine Mutter stieß die schrecklichsten Flüche und Verwünschungen aus. Sie ließ Timoleon die Thüre verschließen da er kommen und sie trösten wollte. Diese Begegnung kränkte ihn tief. Er sah sich nun selbst nicht mehr für den Rächer des Vaterlan-

des, sondern für einen Brudermörder an, nur das heftige Zureden seiner Freunde hinderte es, daß er sich nicht selbst tödtete; aber er floh in eine freudlose Einsamkeit, entsagte allen öffentlichen Geschäften und irrte schwermüthig in den unwirthbarsten Gegenden umher. So blieb er zwanzig Jahre in freywilliger Entfernung von Korinth und nur ungern nahm er den Antrag an, sich als Anführer einer Armee nach Sicilien schicken zu lassen. Er verrichtete nun große Thaten und schlug unter andern den jungen Dionys, der sich zum Alleinherrscher aufgeworfen hatte, den er als Gefangenen nach Korinth schickte.

Von seiner Geistesgegenwart wollen wir nur ein paar Proben anführen. Einst marschirte er mit seinem Heer einen Hügel hinan, von welchem man die Stellung der Feinde übersehen konnte. Auf einmal kamen ihm Maulesel mit Epheu beladen entgegen, welches die Soldaten für ein böses Zeichen ansahen, weil man die Gräber der Todten mit Epheu zierte und von hofnungslosen Kranken zu sagen pflegte: „Er braucht nichts mehr, als Epheu." — Timoleon, welcher fürchtete, dieser Aberglaube möchte seine Truppen muthlos machen, war schnell besonnen und sagte: Seht, es werden euch noch vor dem Sieg Kränze

gebracht, weil es üblich war, daß die Sieger in gewissen Spielen mit Epheu gekrönt wurden. Dies wirkte und das ganze Heer glaubte nun an gute Vorbedeutung. — Ein andermal, als er zu Rhegium landete und die Flotte der Carthaginienser schon vor Anker liegen sah, glaubte jedermann, es sey unmöglich diese zu überwinden und nach Sicilien zu kommen. Die Abgesandten des Feindes ermahnten ihn, zurück zu gehen und Timoleon stellte sich, als wolle er ihrem Rath folgen, nur sey es zu seiner Sicherheit nothwendig, daß sie ihm diesen Rath in öffentlicher Versammlung der Einwohner von Rhegium gäben. Man schloß die Thore, hielt weitläufige Reden und indeß segelte eins seiner Schiffe nach dem andern, von den Feinden ungekränkt, ab, weil diese nichts thun wollten, bis erst die Abgesandten wieder zurück wären und von der Unterhandlung Nachricht brächten. Timoleons Schiff war das letzte, denn er blieb so lange in der Versammlung, bis alle weg waren. Nun erst schlich er heimlich durch die Menge der Rhegier und segelte den übrigen nach Sicilien nach.

Es gelang dem Timoleon, die Alleinherrscher, die man gewöhnlich „Tyrannen" nannte, zu vertilgen, die innerlichen Kriege Siciliens

zu enden und die größten und schönsten Thaten unter allen griechischen Feldherren seiner Zeit zu thun. Als er alt wurde, schwächte sich sein Gesicht und endlich wurde er ganz blind. Er ertrug sein Unglück mit größter Gelassenheit und dies gereichte ihm zu eben so großer Ehre, als den Syrakusanern, unter denen er wohnte, (denn nach Korinth gieng er nicht wieder zurück) die Dankbarkeit, die sie ihm beständig bewiesen. Sie besuchten den alten blinden Mann oft, führten angesehene Fremde in sein Haus und auf sein Landgut, um ihnen den Wohlthäter Siciliens zu zeigen und ihm zu Ehren wählten sie in ihren nachherigen Kriegen keinen andern, als einen korinthischen Feldherrn. Sie ließen den Alten zu ihren öffentlichen Versammlungen allzeit auf einem zweyspännigen Wagen holen, um über wichtige Dinge seinen Rath zu hören und seine Ankunft wurde immer mit Jubel gefeyert.

So geehrt und geliebt starb Timoleon in einem hohen Alter und sein Begräbnis war eins der glänzendsten, das man bis dahin gesehen hatte. Ein Herold las mit lauter Stimme folgendes Dekret ab: „Das syrakusanische Volk verwendet zwar nur zweyhundert Minen *) auf das Leichen-

*) Das ist 25,000 Reichsthaler oder 45,000 Gulden.

begängnis Timoleons, Timodemus Sohn, von Korinth, aber es verordnet, daß auf immer zu seinen Ehren jährlich Singspiele, Wettrennen und Kampfgefechte gehalten werden sollen, weil er die Tyrannen vertilgt, die Barbaren besiegt, die größten zerstörten Städte wieder aufgebaut und den Sicilianern die Freyheit wieder gebracht hat. Man errichtete ihm ein Denkmal, um welches in der Folge Spaziergänge und eine Palästra angelegt wurde, die den Namen Timoleontum erhielt und worinn die Jugend in kriegerischen Uebungen unterrichtet wurde.

18.

Epaminondas.

Wenn die Jugend frühzeitig für wahre Größe empfänglich gemacht werden soll, so ist es Pflicht, ihr solche Beyspiele aufzustellen, die sie zur Nachahmung reitzen. Der Erzähler gegenwärtiger Bruchstücke aus der großen Geschichte der Zeiten und Völker fand ein solches auch an dem griechischen Feldherrn Epaminondas und hebt es darum aus, denn er war einer der wenigen erhabenen Sterblichen, die

kein Laster befleckt und nur die Tugend auszeichnet.

Er stammte von armen Eltern zu Theben, konnte von ihnen nicht die mindeste Unterstüzzung zu seinem künftigen Fortkommen erwarten und mußte also von Jugend an darauf Bedacht nehmen, wie er sich durch eigene Kraft emporschwingen wolle. Er nährte daher seinen Geist durch die Wissenschaften und suchte seinen Körper durch Leibesübungen schneller und gewandter zu machen. Er hatte einen Pythagoräer zum Lehrer und Cornelius Nepos erzählt, daß er den grämlichen Alten lieber, als seine jüngern Kameraden gehabt und ihn nicht eher verlassen, als bis er diese völlig übertroffen gehabt habe.

Durch beständige Leibesübungen erwarb sich Epaminondas Stärke und Tapferkeit; aber so schätzbar diese Vorzüge an sich sind, so waren doch seine übrigen Eigenschaften noch schätzbarer. Er war bescheiden, klug, ernsthaft, wußte die Zeit nützlich anzuwenden und so wahrheitliebend, daß er sich nicht einmal im Scherz eine Unwahrheit zu sagen erlaubte. Enthaltsamkeit, Güte und Gedult zeichneten ihn vorzüglich aus. Er wußte — eine schwere Kunst — ein ihm zugefügtes Unrecht gelassen zu ertragen, es mochte von Unbekannten, oder

— welches freylich tausendmal schmerzlicher ist — von solchen kommen, die sich seine Freunde nannten. Verschwiegenheit war eine seiner wesentlichsten Tugenden; er hielt alles strenge geheim, was man ihm vertraute und hörte lieber, als daß er sprach. Gesellschaften, in welchen von lehrreichen und wichtigen Dingen gesprochen wurde, verließ er niemals eher, als bis die Unterredung zu Ende war. Er übte Uneigennützigkeit im höchsten Grad aus, denn ob es ihm gleich ein leichtes gewesen wäre, reich zu werden, so blieb er doch lieber aus Grundsätzen arm. Was er hatte, theilte er gerne mit den Dürftigen; wenn er einen gefangenen Mitbürger befreyen, oder einem wackern Mädchen zu einem Heyratgut helfen konnte, so bat er seine bemittelten Bekannten um Beystand und bestimmte, wie viel ein jeder nach Maßgabe seiner Glücksgüter geben sollte. Die Hilfsbedürftigen schickte er zu jedem Gebenden, damit sie wüßten, wie viel sie jedem Wohlthäter zu danken hätten. So schickte er einst einen, der sich in großer Noth befand, zu einem reichen Bürger, mit dem Auftrag, ihn um tausend Kronen anzusprechen. Als der Reiche hierauf den Epaminondas fragte: warum er das Geld durch seinen Freund habe fordern lassen, antwortete er: „Ey, weil die-

ser ehrliche Mann Mangel leidet, ihr aber reich seyd." — Einst hatte ein gewisser Diomedes, dem Artaxerxes zu lieb, über sich genommen, ihn zu bestechen. Mit großen Summen kam dieser nach Theben und verführte dadurch erst einen jungen Menschen, den Epaminondas sehr liebte, und der den Antrag an diesen übernehmen sollte. „Ich brauche kein Geld" — sagte der Rechtschaffene. — „Wenn der König etwas will, das den Thebanern zum Nutzen gereicht, so bin ich bereit, umsonst zu dienen; will er aber etwas zu ihrem Schaden, dann hat er nicht Geldes genug, mich zu bewegen, daß ich dabey mitwirke. Alle Reichthümer der Welt wären nicht im Stande, mich zu bewegen, die Liebe für das Vaterland aufzuopfern." — Dem Jüngling befahl er, dem Diomedes sein Geld wieder zu geben, der darauf beschämt nach Athen reiste.

Epaminondas lebte aus Bescheidenheit lange verborgen, aber seine Verdienste konnten eben so wenig, als sein Edelmuth, unbekannt bleiben, deshalb zog man ihn wider seinen Willen hervor und stellte ihn als Feldherrn an.

Die Spartaner und Athenienser waren Feinde der Thebaner und gegen so versuchte Krieger hielt jedermann die letztern für verloren. Als Epaminondas ins Feld rückte, hatte er

ohngefähr sechstausend Mann, der Feind aber wohl viermal so viele, dennoch war er so glücklich, ihn dergestalt zu schlagen, daß die Spartaner nie eine ähnliche Niederlage erlitten hatten. Kaum war durch ihn und Pelopidas, mit dem er immer in bestem Einverständnis lebte, diese große That geschehen, so lauerten auch schon Neid und Mißgunst im Hinterhalt. Man klagte die Feldherren an, daß sie das Armeekommando vier Monate länger behalten hätten, als sie nach den Gesetzen hätten thun sollen und ihre Feinde trugen gegen sie auf die Todesstrafe an. Epaminondas vertheidigte sich mit vielem Muth und sagte seinen Landsleuten, daß er gerne sterben wollte, nur sollten sie auf seinen Grabstein schreiben lassen, daß er darum am Leben gestraft worden sey, weil er ihnen so große Dienste geleistet habe. — Dieser Vortrag wirkte so, daß er losgesprochen wurde. Statt Böses mit Bösem zu vergelten, ließ sich Epaminondas aufs Neue bereden, ein Kommando gegen die Spartaner zu übernehmen. In einer der Schlachten gegen diese fand der Edle seinen Tod. Ein Spartaner, Namens Kallikrates, versetzte ihm mit seinem Spieß eine tödtliche Wunde durch den Panzer in die Brust. Der Schaft zerbrach und das Eisen blieb in der Wunde stecken, so daß

er zur Erde fiel und aus dem Gefecht getragen werden mußte. Als man ihm meldete, daß die Thebaner gesiegt hätten, sagte er: Es ist gut; nun habe ich genug gelebt, zog die eiserne Spitze aus der Brust und gab seinen großen Geist auf.

19.

Pelopidas.

Pelopidas, aus einer vornehmen Familie zu Theben gebürtig, wurde in großem Ueberfluß erzogen, aber obwohl dies selten das rechte Hilfsmittel ist, große Männer zu erhalten, so gewöhnte er sich doch schon frühzeitig, von seinem Reichthum den besten Gebrauch zu machen, indem er damit andern würdigen Leuten empor half. Er nahm sich ganz den Epaminondas zum Muster und weil dieser wirklich arm war, wollte Pelopidas auch nichts haben, um ihm zu gleichen. Beyde Helden besassen fast gleiche Tugenden, und ihre Freundschaft blieb bis zum Tode unverbrüchlich. Im Frieden und im Krieg arbeiteten sie für das Beste des Vaterlandes gemeinschaftlich, und nie entstund ein Streit unter ihnen, weil sie immer einerley Zweck hatten. In der Schlacht bey Mantinea, wo sie unter den Hilfstrup-

pen fochten, die Theben den Lacedämoniern sandte, erhielt Pelopidas sieben Wunden und stürzte auf den Haufen erschlagener Freunde und Feinde; Epaminondas — um ihn auch im Tode nicht zu verlieren — setzte sich allein einem ganzen Haufen entgegen und wäre zuverlässig umgekommen, wenn nicht der spartanische König Agesilaus ihn und seinen todt geglaubten Freund gerettet hätte.

Wie schlecht die Thebaner die Thätigkeit der beyden Feldherren, denen sie doch bey einem andern Vorfall allein ihre Freyheit dankten, braucht nicht wiederholt zu werden, weil es schon unter dem Artikel „Epaminondas" erzählt wurde. Dieser Behandlung ohngeachtet erbot sich doch bald darauf Pelopidas, gegen den Tyrannen Alexander von Pherä in Thessalien zu Felde zu ziehen. Er schlug ihn und gab sich Mühe, aus dem Wildfang einen guten und gerechten Fürsten zu machen und da es nichts nützte, jagte er ihn davon. Nach diesem Vorfall gieng er nach Macedonien und ward Schiedsrichter zwischen Ptolemäus und Alexander, die mit einander Krieg führten. In Thessalien entstunden neue Händel und Pelopidas hatte das Unglück, von dem Tyrannen gefangen genommen zu werden. Es hätte ihn das Leben gekostet, wenn nicht Epami-

nondas zu seiner Rettung gekommen wäre. In einem spätern Krieg mit jenem Tyrannen endete Pelopidas seine Heldenbahn, denn als er den Verlust einer Schlacht fürchtete, drängte er sich allein mit Muth hervor, um die Ordnung unter seinen Truppen wieder herzustellen und fiel unter den Spießen der Feinde. Seine Soldaten rächten des Feldherrn Tod und schlugen den Tyrannen, der das Schlachtfeld mit mehrern Tausenden von Todten besäet verlassen mußte.

20.

Eumenes.

Zu den Zeiten Königs Philipps von Macedonien lebte Eumenes, aus Kardia, einer Stadt im thracischen Chersones, gebürtig. Sein Vater war ein armer Mann, der sich mit einem Fuhrwerk nährte, gleichwohl aber seinem Sohn sowohl in Wissenschaften als Leibesübungen ganz guten Unterricht geben ließ. Er war noch ein Knabe, als einst Philipp nach Kardia kam und aus langer Weile den Spielen der jungen Leute zusah. Vor allen gefiel ihm Eumenes, der Verstand und körperliche Gewandheit zeigte, daher er ihn zu sich nahm, um ihn noch mehr ausbilden zu lassen. Nach

Philipps Tod behielt ihn Alexander nicht nur bey sich, sondern er wurde sogar sein erster Freund und Vertrauter, und nie verlor er ganz seine Gunst, wenn sie auch zuweilen gegen einander aufgebracht wurden.

Nach Alexanders Tod suchten alle Generale seine eroberten Länder an sich zu reissen. Jeder bemühte sich, den Eumenes für seinen Vortheil zu gewinnen, aber er war allein dem Perdiccas ergeben und diese Anhänglichkeit kostete ihm einmal beynahe das Leben. Nur eine schleunige Entweichung bey Nacht mit dreyhundert Reutern, zweyhundert bewafneten Sklaven und einer großen Menge Goldes, rettete ihn. Antipater und Kraterus lagen gegen den Perdiccas zu Felde. Sie boten dem Eumenes an, diejenigen Provinzen zu behalten, die er bereits habe, auch sollte er noch andere dazu bekommen, wenn er sich mit ihnen verbinden würde. Eumenes schlug es rücksichtlich Antipaters, dessen Freund er nie gewesen war, sogleich rund ab, dem Kraterus aber ließ er wissen: er sey bereit, ihn mit Perdiccas auszusöhnen, wenn er billige Vorschläge machen werde, im Gegentheil werde er den Perdiccas bis zum letzten Hauch nicht verlassen und eher sein eigenes Leben aufopfern, um das seines Freundes zu er-

halten. Es kam zum Kampf, in welchem Kraterus unterlag und hätte Perdiccas seinen Tod überlebt, so wäre er zuverlässig das Oberhaupt der Macedonier geworden, aber er war bereits in einem Aufruhr in Egypten ermordet geworden.

Im Unglück zeigt der wirklich große Mann gewöhnlich seine Seelenstärke noch mehr, als im Glück; so auch Eumenes. — Als Perdiccas unter den Dolchen seiner Mörder fiel, wurden zugleich alle, die ihm anhiengen, dem Tod bestimmt. Eumenes verlor demohngeachtet den Muth nicht und führte den Krieg fort. Durch Verrätherey kam er in die Gewalt seines Feindes Antigonus. Als ihm die Soldaten die Hände gebunden hatten, hub er sie zum Himmel und sagte: „Ihr Undankbaren, hätte sich wohl der Feind ein solches Siegesdenkmal wünschen können, als das ist, das ihr ihm freywillig errichtet, indem ihr euren Feldherrn an ihn ausliefert?“ — Ein Theil wurde gerührt, der andere aber nicht und riß ihn fort.

Antigonus überlegte lange, wie er den Eumenes sollte hinrichten lassen. Der letztere fragte endlich: warum es so lange währe, er sey des Lebens müde. Einer antwortete ihm: jetzt sey es nicht Zeit, dem Tod zu trotzen, er

hätte es in der Schlacht thun sollen. „Beym Zevs — versetzte Eumenes — ich habe es redlich gethan; frage nur die, die neben mir gefochten haben.“ — Antigonus ließ nun seinem Gefangenen kein Essen mehr reichen und er starb in seinem 45sten Jahr den Hungertod. Sein Körper wurde verbrannt und die Asche seiner Gattin und Kindern in einer silbernen Urne zugeschickt.

21.

Phocion.

Nicht weil Phocion ein großer Feldherr war und sich bedeutenden Kriegsruhm erwarb, sondern weil er seine Verdienste durch ungemein große Rechtschaffenheit krönte, nehme er einen Platz in dieser kleinen Gallerie merkwürdiger Menschen ein. Allem Vermuthen nach stammte er aus einer nicht unangesehenen Familie, denn er genoß eine sorgfältige Erziehung, hörte den Plato und Xenokrates und bildete sich nach dem Muster der vorzüglichsten Männer seiner Zeit. Er hatte ein finsteres, grämliches Aussehen, aber unter der harten äusserlichen Rinde war Gefälligkeit und Menschenfreundlichkeit verborgen, daher er, als einmal über sein finsteres Gesicht gespottet wurde, mit Recht sa-

gen konnte: „Mein finsteres Gesicht hat euch noch nie traurig gemacht, aber das Gelächter anderer hat Athen schon viele Thränen gekostet.“

In seiner Jugend begleitete er den Chabrias auf seinen Feldzügen, von dem er sehr vieles lernte. Der Jüngling nützte so gar oft seinem Meister, denn da dieser von Natur etwas phlegmatisch, beym Angriff aber öfters nur zu hitzig war, so spornte Phocion ihn an, wenn er zauderte und hielt ihn zurück, wenn er zur Unzeit in Hitze gerathen wollte. Als Phocion bedeutend im Staat wurde, suchte er die Kriegskenntnisse mit der Weisheit des Staatsmannes zu vereinigen, rieth zum Frieden, so lange man mit Ehre dabey bestehen konnte und ergrief das Schwerdt muthvoll und glücklich, wenn es ins Feld gieng. Er hat in fünf und vierzig Feldzügen kommandirt und war so bescheiden, daß er nie das Kommando suchte, aber auch so sehr als geschickter Feldherr bekannt, daß seine Landsleute es ihm immer freywillig übertrugen. Bey alle dem buhlte er nicht um die unbeständige Gunst des Volks, sondern sagte ihm freymüthig die Wahrheit, wenn es, wie oft geschah, irgend einen tollen Streich ausführen und dazu seine Zustimmung haben wollte: „Ihr könnt mich wohl zwingen“

gen" — sagte er dann — „etwas zu thun, was ich nicht will, aber ihr könnt mich nicht zwingen, das gut zu heissen, was ich für unrecht halte." Und wenn sie denn doch nicht thaten, was er für gut hielt, so tröstete er sich damit, daß die schlimmen Folgen auf ihre und nicht auf seine Rechnung kämen.

Phocion that aus bloßer Feindschaft keinem Menschen etwas zu Leide. Er war in allem nachgiebig, nur nicht wenn das Wohl des Vaterlandes in Betrachtung kam, dann aber war er unerbittlich, gleichviel, ob ihm Mißbilligung oder Beyfall der ausgearteten Athenienser dafür würde. Er war sogar zweifelhafter bey ihrem Lob, als bey ihrem Tadel und als jenes einmal, ihm ganz unerwartet, etwas zu laut wurde, fragte er: „Habe ich etwa wider meinen Willen etwas unbesonnenes geredet?" Selbst seinen Gegnern that er Gutes und versagte ihnen nie seinen Beystand, wenn sie dessen bedurften, daher war es wohl kein Wunder, daß er den Beynamen des „Guten und Rechtschaffenen" erhielt.

Von Phocions Uneigennützigkeit mögen folgende zwey Beyspiele zeugen. König Philipp von Macedonien machte einst einen Versuch, ihn durch große Geschenke zu seinem Vortheil zu bestechen und die Gesandten desselben

ermahnten ihn, daß er wenigstens für seine Kinder sorgen möchte, wenn auch Er die Geschenke des Königs entbehren könne. Phocion antwortete: „Wenn meine Kinder mir ähnlich werden, so wird eben der kleine Acker, der mich zu meiner Würde gehoben hat, auch sie ernähren können. Werden sie mir aber unähnlich, so will ich ihre Ueppigkeit nicht noch auf meine Kosten unterhalten und verstärken." — Philipps Sohn und Nachfolger, Alexander, sandte ihm einst hundert Talente. „Warum will der König nur mich allein unter allen Atheniensern beschenken?" fragte er die Gesandten. „Weil er dich allein für einen rechtschaffenen Mann hält." — „Nun", antwortete Phocion, „so lasse er es mich ferner bleiben und dafür gehalten werden." — Das Geschenk mußte zurückgenommen werden und Alexanders Gesandte sahen mit Verwunderung, daß die Gattin des großen Feldherrn selber den Teig zum Brod knetete und er Wasser aus dem Bronnen holte.

Seine Gerechtigkeitsliebe zeigte er, als sein Schwiegersohn Charikles einer Bestechung halber vor Gericht angeklagt wurde. Dieser wünschte, daß Phocion ihn vertheidigen möchte und versprach sich davon den besten Erfolg. „Nein Charikles" sagte Phocion, —

„ich habe dich nur zu gerechten Zwecken zu meinem Schwiegersohn gemacht."

So dachte und lebte Phocion und doch war sein Ende das eines Verbrechers. Er hatte, wie jeder Redliche, alle Bösen zu Feinden. Der Redner Agnonides klagte ihn und seine Freunde als Verräther des Vaterlandes an und das tollsinnige Volk verdammte ihn, ohne daß er sich nur vertheidigen konnte, zum Tode. Er hörte sein Urtheil an, ohne nur die Miene zu verändern und gieng eben so ruhig in sein Gefängnis zurück, als er es sonst gewesen war, wenn eben dies Volk ihn im Triumph in seine Wohnung begleitet hatte. Einer seiner Bekannten fragte ihn: ob er vor seinem Tode nichts mehr an seinen Sohn zu bestellen habe. Ja, sagte Phocion, sage ihm, er soll vergessen, wie übel die Athenienser seinen Vater behandelt haben und sich nicht an ihnen rächen. Er trank den Giftbecher und schlummerte ins bessere Leben hinüber. Nicht einmal nach Phocions Tod hörte die Wuth des atheniensischen Pöbels auf. Man erzwang einen Beschluß, daß sein Körper nicht auf dem attischen Gebiet begraben, oder verbrannt werden sollte. Ein gewisser Konopion schafte den entseelten Leichnam gegen Bezahlung über Eleusis hinaus und eine

megarische Frau gab das Feuer zur Verbrennung aus Gutherzigkeit her. Eben diese errichtete ihm ein Grabmal und begrub seine Gebeine bey dem Opferheerde. Sie soll dabey folgende Worte gesprochen haben: „Euch, ihr Götter, Beschützer dieses Orts, übergebe ich die Reste eines rechtschaffenen Mannes. Bewahrt sie vor Beschimpfung und gebt sie dereinst wieder für das väterliche Begräbnis, wenn die Athenienser vernünftiger geworden seyn werden." — Wirklich fiengen diese bald an, sich Phocions wieder zu erinnern, ließen seine Statue von Erz errichten, begruben seine Gebeine auf öffentliche Kosten und ließen den Redner Agnonides, der sein Ankläger gewesen war, hinrichten.

22.

Alexander, der Macedonier.

Alexander war ein Sohn Philipps, Königs von Macedonien, und an eben dem Tag gebohren, als der berühmte Dianen-Tempel zu Ephesus abbrannte, den man unter die sogenannten Wunder der Welt rechnete und den ein gewisser Hirt, Herostrat, in Brand steckte, weil er durchaus berühmt seyn wollte, aber es durch eine gute und große That

zu werden nicht vermochte, und diese häßliche wählte, um seinen Zweck zu erreichen.

Alexander zeigte schon als Knabe einen hochstrebenden Geist. Als er von den großen Siegen Philipps hörte, sagte er betrübt: Mein Vater wird mir nichts zu thun übrig lassen, und da das Reitpferd Bucephalus gekauft wurde, das jeden, der es besteigen wollte, abwarf, schwang der Knabe sich muthig darauf und ritt es zum Erstaunen aller Anwesenden. Neben andern berühmten Männern wurde auch der Philosoph Aristoteles sein Lehrer, dem er hauptsächlich seine wissenschaftliche Bildung dankte. Er war 21 Jahre alt, als er nach Philipps Tod die Regierung des Reichs antrat und zwar in einer ziemlichen Gährung, so, daß er gleich Gewalt brauchen mußte, um sich seiner Besitzungen zu versichern. Bald darauf zog er gegen Darius, den König der Perser, zu Felde und setzte über den Hellespont aus Europa nach Asien hinüber. Darius suchte ihm den Uebergang über den Granicus zu wehren und selbst Parmenio, einer von Alexanders Feldherren, widerrieth ihn. „Der Hellespont — sagte Alexander — über den ich gegangen bin, würde sich schämen, wenn ich mich vor dem Granicus fürchtete“ und so gieng es unter einem Hagel von Pfei-

len und großem Widerstand der Perser hinüber. Er siegte und da er von einer Sage hörte, vermöge welcher die Griechen dem persischen Reich ein Ende machen würden; so war das ein Sporn für ihn, immer weiter zu gehen. Unter andern Sagen war auch diejenige sehr berühmt, daß der, welcher an einem Wagen in der Stadt Gordum einen sehr verschlungenen Knoten auflösen würde, Beherrscher der Welt werden sollte. Alexander zog den Degen, hieb ihn entzwey und sagte: Er ist aufgelößt, gleichviel wie. Seine Soldaten wurden ihm nun doppelt anhänglich und bald unterwarfen sich ihm die Provinzen Paphlagonien und Kappadocien.

Einst badete er sich in dem kalten Fluß Kydnus und zog sich dadurch eine gefährliche Krankheit zu, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Sein Leibarzt Philippus bereitete ihm einen Rettungstrank, aber im nemlichen Augenblick erhielt Alexander einen Brief, worinn er gewarnt wurde, dem Leibarzt nicht zu trauen, indem er bestochen sey, ihn zu vergiften. Er legte ihn unter seinen Kopfpolster und als Philippus den Trank brachte, ergrief er mit der einen Hand den Becher und mit der andern reichte er ihm den Brief hin, mit den Worten: „Es ist besser, wenn ich

T. I. S. 182.

Alexander.

Es ist beßer, wenn ich durch das Verbrechen eines andern umkomme, als wenn ich aus Furchtsamkeit den Becher nicht austrinke.

durch das Verbrechen eines andern umkomme, als wenn ich aus Furchtsamkeit den Becher nicht austrinke." — Es gehört entweder viel Tollkühnheit, oder viel Glauben an menschliche Tugend und Rechtschaffenheit dazu, so etwas unter solchen Umständen zu wagen. Alexander genas und setzte sogleich seine Kriegsoperationen fort. Am Fluß Issus schlug er den Darius und machte sehr große Beute; unter anderm bekam er auch die Gemahlin und Kinder seines Feindes gefangen. Diese weinten über ihr Schicksal, Alexander aber tröstete sie und that ihnen so viel Gutes, daß selbst Darius diesen Edelmuth nicht verkannte, als er davon hörte und sagte: er habe schon allein dadurch verdient, Herr der Welt zu seyn. Ueberhaupt war Alexander damals noch streng in seinen Sitten. Er floh die Wollust, war mäßig im Essen und Trinken, doch im letztern weniger, als im erstern; er that jedes Geschäft ohne Aufschub ab und vermied jeden unnöthigen Aufwand. Das wurde später freylich ganz anders. Er ergab sich der Trunkenheit in hohem Grade und ließ einst, da er hierinn ausgeschweift hatte, auf das Wort einer ungesitteten Weibsperson die prächtige Stadt Persepolis verbrennen. Ganze Tage und Nächte brachte er in den unmäßigsten Schwelgereyen

zu und brachte sich dadurch in seinem zwey und dreissigsten Jahr selber ins Grab.

Darius, des Kriegs müde, bot Alexandern den Frieden an und viele riethen ihm, den Vorschlag anzunehmen. Selbst Parmenio sagte: ich würde es thun, wenn ich Alexander wäre. — Ich wahrhaftig auch, antwortete dieser, wenn ich Parmenio wäre. An Darius schrieb er, daß er die freundlichste Aufnahme erwarten dürfe, wenn er sich bey ihm einfinde, im Gegentheil würde er gegen ihn anrücken.

Alexander hatte bereits ganz Asien bis an den Euphrat hin erobert und nun zog er gegen Darius, der mit einer ungeheuern Macht ihm entgegen stund. Die größte Schlacht fiel bey Arbela, oder nach andern bey Saugamela vor und diese entschied ganz das Schicksal des persischen Reichs. Alexander wurde zum König von Asien ausgerufen. Jetzt unterwarf er sich Babylon, Susa, Persis und andere grosse Städte. Noch verfolgte er seinen Feind, als er auf einmal die Nachricht empfieng, sein eigener Statthalter, Bessus, habe den Darius gefangen genommen und getödtet. Wirklich fand man ihn entseelt und Alexander war so gerührt, daß er über dem Leichnam weinte und ihn der Mutter des Ge-

tödteten schickte, um ihn nach persischen Gebräuchen begraben zu lassen. Auf diesem Zug wurden seine Soldaten, da sie Mangel an Wasser litten, sehr ermattet. Auch er schmachtete nach einem frischen Trunk und doch nahm er einen mit Wasser gefüllten und ihm dargereichten Helm nicht an, sondern gab ihn mit den Worten zurück: „Wenn ich allein trinken wollte, würden diese hier (einige Reuter) allen Muth verlieren."

Nach Darius Tod zog Alexander nach Hyrkanien, Parthien u. s. w.; aber je länger er in Asien verweilte, desto mehr nahm er die weichlichen Sitten der Asiaten an. Er wurde auch grausam, ließ seine ersten Freunde, z. B. den Philotas und Parmenio hinrichten, ermordete selber den Clitus und andere, gab sich, berauscht von Stolz, für einen Sohn des Jupiter Ammon aus und horchte den unverschämtesten Schmeichlern auf. Seine Eroberungssucht wuchs mit jedem Tage und er wollte schlechterdings Herr der ganzen damals bekannten Welt werden. Endlich starb er im 323 Jahr vor Christi Geburt, nach einigen durch Gift, nach einigen an den Folgen seiner schwelgerischen Lebensweise.

Alexanders Hauptverdienst ist, daß er durch seine asiatischen Züge die damalige einge-

schränkte Weltkunde sehr erweitert hat und daß griechische Sprache, Wissenschaft und Kunst nach Asien und Afrika verpflanzt wurde, aber den Namen des Großen, den man ihm beylegte, hat er nicht verdient, weil derjenige, der nur ein großer Krieger und Weltverwüster ist, aber keine vortreflichern und rühmlichern Thaten verrichtet, als andere, dieses Namens nicht werth ist. Nach seinem Tod wurde sein Reich, das er in drey Theilen der Erde errichtet hatte, zertrümmert, die Glieder seiner Familie wurden ermordet und aus seiner großen eroberten Länder-Masse entstunden einzelne Königreiche, die denen zu Theil wurden, die ihm zu seinen Eroberungen geholfen hatten, seinen Heerführern und Stadthaltern.

Einmal wurde dieser große Eroberer von einem Mann, der vielleicht in seinen Augen nur ein ganz kleiner Mensch war, beynahe zur Erkänntnis seiner selbst gebracht. Es war der griechische Philosoph Diogenes, der zu Korinth auf dem Markt in einer Tonne wohnte. Als auf einer allgemeinen Versammlung der Griechen der Krieg gegen den Darius beschlossen wurde, wünschte man dem Alexander von allen Seiten Glück dazu. Er kam nach Korinth und erwartete, daß auch Diogenes es thun würde, allein er betrog sich. Der

Philosoph gieng nicht einmal zum König, der ihn zu sprechen verlangte, sondern sagte: Alexander hat gerade so weit zu mir, als ich zu ihm; will er mich sprechen, so mag er sich her bemühen. — Alexander traf ihn, als er gerade in der Sonne lag und sich wärmte. Als sie eine Weile gesprochen hatten, sagte Alexander: wenn er etwas bedürfte, so sollte er sichs nur ausbitten. Ich verlange nichts — versetzte der Philosoph — als daß du mir aus der Sonne gehen und keinen Schatten machen wollest. Diese Zufriedenheit und Genügsamkeit riß den König dergestalt hin, daß er beym Weggehen sagte: Wenn ich nicht Alexander wäre, so wünschte ich wohl, Diogenes zu seyn.

23.

Philopömen.

Philopömen war der Sohn eines Bürgers von Megalopolis, Namens Krausis. Als sein Vater starb, erzog ihn Kassander, einer der angesehensten Bürger zu Mantinea, aus Dankbarkeit, weil er in seinem väterlichen Hause einst eine sehr gastfreye Aufnahme gefunden hatte. Zwey andere Megalopolitaner, Ekdemus und Demophanes, vollendeten diese Erziehung durch weisen Unterricht, wo-

durch sie ihn zum allgemeinen Beschützer und Wohlthäter Griechenlandes bildeten. Auch er nahm sich den Epaminondas zum Muster, *) nach dem er sich bilden wollte und rücksichtlich der Thätigkeit, kluger Einsicht und Unempfindlichkeit gegen das Geld erreichte er ihn auch, nur die Sanftmuth und Menschenfreundlichkeit seines Vorbildes konnte er sich wegen seines etwas heftigen Temperaments nicht aneignen. Er besaß mehr die Eigenschaften eines Kriegers, als die eines Staatsmannes und ruhigen Bürgers.

So bald Philopömen keine Lehrer und Hofmeister mehr hatte, ging er unter die Truppen von Megalopolis, war bey Streifereyen in das lacedämonische Gebiet beym Auszug immer der erste, und beym Rückzug der letzte. Müssige Stunden widmete er der Jagd und dem Ackerbau, um seinen Körper in beständiger Bewegung zu erhalten und ihn immer mehr abzuhärten. Täglich gieng er nach dem Essen auf sein Landgut, half seinen Weingärtnern und Ackersleuten arbeiten und schlief auf eben so schlechter Streu, wie sie selbst. Das Geld, das er in seinen Feldzügen erwarb, verwendete

*) Man sehe die Abschnitte „Pelopidas" und „Epaminondas."

er auf Pferde, Waffen oder Loskaufung von Gefangenen, und zur Vergrößerung seines Vermögens blos das, welches er durch den Ackerbau gewann, den er als sein vornehmstes Geschäft im Frieden betrachtete.

In einem Treffen gegen die Lacedämonier wurde er einst mit einem Wurfspieß durch beyde Hüften getroffen. Dadurch wurde ihm das Gehen beschwerlich, aber er strengte sich dergestalt an, daß durch die heftige Bewegung der Wurfspieß zerbrach und er nun die Enden desselben aus beyden Hüften herausziehen lassen konnte. Sogleich ergrief er wieder den Degen, drang gegen den Feind und ermunterte die Truppen zu gleichem Muth. Dadurch zeichnete er sich so aus, daß selbst der feindliche König, wiewohl vergeblich, wünschte, ihn in seine Dienste zu ziehen. Dafür ernannten ihn die Achäer zu ihrem Feldherrn. Nun reiste er in den wichtigsten Städten herum, ermunterte, strafte, belohnte, stellte ritterliche Uebungen, die in Vergessenheit gekommen waren, wieder her und schuf eine ganz neue Taktik. Er brachte es dahin, daß die Achäer sich nicht mehr fremde Anführer durften aufdringen lassen, sondern daß sie selbstständig wurden. Statt daß die Jugend sonst Gefallen an kostbaren Kleidern und allerley Putzwerk fand, wurde es nun zur Lei-

denschaft, durch schöne Rüstungen zu glänzen, selbst das Frauenzimmer beschäftigte sich damit, Helme und Federbüsche zu färben, Reitröcke und Kriegskleider zu sticken.

Der macedonische König Philipp glaubte, daß die Achäer sich gleich wieder vor ihm beugen würden, wenn nur Philopömen nicht mehr lebte. Er sandte deshalb Meuchelmörder nach Argos, ihn aus dem Wege zu räumen. Die Sache wurde entdeckt und der Haß von ganz Griechenland warf sich auf den Philippus.

Was nur der Name Philopömen wirkte, davon sey Folgendes ein Beyspiel. Die Böotier belagerten Megara und hoften, die Stadt bald zu erobern. — Schon hatten sie die Sturmleitern an die Mauern gelegt, als auf einmal sich das Gerücht verbreitete, daß Philopömen den Belagerten zu Hülfe eile. Diese unerwartete Nachricht machte solchen Schrecken, daß die Belagerer mit Zurücklassung der Sturmleitern eilends die Flucht ergriefen.

Einen kühnen Streich übte er aus, als er einsmals Sparta überfiel und es zwang, in den Achäischen Bund zu treten. Als er zum achtenmal zum Feldherrn der Achäer erwählt wurde, war er bereits siebenzig Jahre alt. Er hofte, den Rest seiner Tage ruhig zu verleben, aber das Schicksal wollte es nicht. Dinokra-

tes, ein Messener, der gegen Philopömen eine Privatfeindschaft hegte, bewog die Stadt Messene, von dem Achäischen Bund abzutreten und suchte sich auch des Fleckens Kolonis zu bemächtigen. Philopömen lag eben zu Argos am Fieber krank, dennoch aber eilte er nach Messene und trieb unterwegs den Dinokrates in die Flucht. Beym Nachsetzen wurde er gefangen und es war eine allgemeine Freude in Messene, den gebundenen Philopömen zu sehen, wiewohl auch viele, die sich erinnerten, daß er sie einst gegen den Alleinherrscher Nabis in Freyheit gesetzt hatte, sein Schicksal beklagten. Der Held wurde ins Gefängniß gebracht und zwar in ein unterirrdisches Loch, wo ihn weder Sonne noch Mond beschien, wohin weder Luft noch Licht dringen konnte. Der achäische Bund forderte ihn nicht nur zurück, sondern rüstete sich sogar zum Krieg, wenn man die Auslieferung verweigern sollte; allein Dinokrates hielt den Greisen für einen zu gefährlichen Feind, als daß man seinen auch noch so kurzen Lebensfaden nicht abschneiden sollte. Er ließ ihm einen Giftbecher reichen, den Philopömen — ohne ein Wort zu sagen — austrank und so ins bessere Leben hinüber schlummerte.

24.
Demosthenes.

Dieser große Redner war der Sohn eines Waffenfabrikanten zu Athen, den er schon in seinem siebenten Jahr verlor. Seine Vormünder betrogen ihn um sein väterliches Erbtheil so sehr, daß nicht einmal seine Lehrer bezahlt werden konnten, sondern ihm den Unterricht frey geben mußten. Er suchte sich mit großer Begierde zum Volksredner zu bilden und es gelang ihm, obgleich er von Natur eine stammelnde Sprache hatte. Diesen Fehler zu überwinden, nahm er kleine Steinchen in den Mund; um die Stimme zu stärken sprach er laut, indessen er Anhöhen hinauf lief, und um die Aktion zu den Worten passend zu machen, übte er sich vor einem Spiegel. Seine ersten Versuche gelangen so schlecht, daß man ihn auszischte, aber nachdem die größten Schwierigkeiten überwunden waren, strömte man aus ganz Griechenland herbey, ihn zu hören, besonders da er die griechische Freyheit gegen Philipp von Macedonien vertheidigte, und da er von Seiten seines Charakters als ein sehr rechtschaffener Mann allgemein bekannt war, so konnte ihm der Sieg über diejenigen, die er zu Gegenständen seiner Reden gemacht hatte, nicht leicht

leicht fehlen. Philipp pflegte zu sagen: er fürchte ihn mehr, als alle Armeen und Flotten der Athenienser. Einst wollte man ihn nöthigen, der Ankläger eines gewissen Mannes zu werden, worauf er zur Antwort gab: „Athenienser, ihr werdet m ch auch dann zu euerm Rathgeber haben, wenn ihr es nicht wollt, zum Verläumder aber niemals.“

Als die Athenienser eine förmliche Gesandtschaft an Philipp schickten, um seine Gesinnung wegen eines zu unterhandelnden Friedens zu erforschen, war auch Demosthenes unter denselben und der einzige von allen, der sich nicht von ihm bestechen ließ. Zwar gab er sich alle Mühe, seine Gesellschafter zu gleicher Uneigennützigkeit zu stimmen, aber hier scheiterte seine Rednerkunst an den Klippen der Habsucht. Gleichwohl empfahl er von Zeit zu Zeit den Atheniensern, auf ihrer Hut zu seyn und diese, die dem Philippus nicht trauten, würden es auch gethan haben, wenn nicht Demosthenes gutgemeynte Rathschläge durch seine Widersacher und Philipps Kreaturen vernichtet worden wären. Als aber dieser die Stadt Elatna eingenommen hatte, da wurde die Bestürzung allgemein; man glaubte nun dem großen Redner und befolgte seinen Rath, die Thebaner in das gemeinschaftliche Interesse

N

zu ziehen, welches auch durch Demosthenes Beredsamkeit glücklich gelang, und jetzt beruhte die Freyheit Griechenlandes auf dem Ausschlag, den die Waffen geben würden.

Philipp führte seine 32,000 Mann starke Armee in die Gegend von Chäronea. Alles kam auf den glücklichen oder unglücklichen Ausgang der vorhabenden Schlacht an, die mit dem früheſten Morgen begann. Lange schwankte der Sieg auf beyden Seiten, aber durch Mißverstand — vielleicht auch durch bestochene Feldherren der vereinten Griechen — erfochten ihn die Macedonier. Selbst Demosthenes, der den guten Vorsatz hatte, seine Reden durch Thaten zu krönen, ergrief die Flucht und warf sogar — das Schimpflichste, was ein damaliger Krieger thun konnte — seinen Schild weg, nicht achtend die Worte: „Auf gut Glück" auf demselben.

Obwohl man ihm aber einen großen Theil des erlittenen Unglücks zuschrieb, machte man ihm doch keine Vorwürfe, im Gegentheil befolgte man seinen Rath, die Mauern und Graben auszubessern, auch die Stadt mit Lebensmitteln zu versehen, ja man trug ihm sogar auf, denen, die bey Chäronea gefallen waren, eine öffentliche Lobrede zu halten. Bald nach diesem Vorgang gieng Philippus aus

der Welt, worüber Demosthenes und die Athenienser eine unmäßige Freude hatten. Jener erschien öffentlich in Festkleidern mit einem Kranz auf dem Kopf, diese stellten Opfer-Dankfeste an und beschloßen, den Mörder des Philippus mit einer Krone zu belohnen. Auf Demosthenes Rath traten die griechischen Städte aufs Neue in einen Bund zusammen, die Thebaner griefen zuerst zu den Waffen und man hatte gute Hoffnung, den jungen Alexander in seine Grenzen zu bannen. Der stürmende Redner entflammte das atheniensische Volk immer mehr und vergaß in seinem Eifer sogar der Klugheit, indem er Alexandern einen tollen Knaben nannte, und versicherte: er würde nicht nur keinen Schritt aus seinem Lande wagen, sondern es noch für ein Glück halten, wenn man ihn in Ruhe ließe.

Alexander that das Gegentheil, denn obwohl voller Plane über die Eroberung von Persien, warf er sich auf einmal über die Griechen her; Theben wurde eingenommen und geplündert, da man es kaum als möglich glaubte, daß die Macedonier vor den Thoren stünden. Die Athenienser schickten nun Gesandte an Alexandern, um ihn um Frieden zu bitten; Demosthenes war auch darunter, allein weil er vorher so unvorsichtig gegen den König

gesprochen hatte, kehrte er, sich vor dessen Zorn fürchtend, unterwegs wieder um, verließ die Gesandten und bewies zum zweitenmal: daß Reden ungleich leichter sey, als Handeln. Auch war ihm nicht wenig bange, als der Sieger die Auslieferung von zehn Rednern verlangte, worunter auch er sich befand. Bey dieser Gelegenheit erzählte er die Fabel von den Schaafen, welche die Hunde, die sie vordem bewacht hatten, den Wölfen auslieferten. — Die Auslieferung der Redner wurde endlich von Alexandern nachgelassen. Von dieser Zeit an stund Demosthenes nicht mehr in dem großen Kredit, dessen er sich sonst erfreute, auch wurde er goldhungrig und ließ sich bestechen, so gut als andre. Er wurde darüber an Geld bestraft und gefangen gesetzt, doch ließ man ihm Gelegenheit, zu entkommen und aus der Stadt zu entweichen, obwohl er sie ungerne mied. Während seines Exiliums starb Alexander und da sich Demosthenes freywillig wieder für das Beste Athens erklärte, wurde er zurückgerufen, genoß aber das ihm hiedurch zu Theil gewordene Glück nicht lange, denn als Antipater und Kraterus gegen Athen marschirten, entlof er zum zweytenmal, und in der Gefahr, gefangen zu werden, nahm er Gift und starb daran.

VII.

Römer.

1) Romulus. 2) Numa Pompilius. 3) Tullus Hostilius. 4) Ancus Marcius. 5) Lucius Tarquinius Priscus. 6) Servius Tullius. 7) Tarquinius der Uebermüthige.

1.

Romulus.

Ueber Romulus Geburt hat man eine Menge fabelhafter Nachrichten; die wahrscheinlichste ist, er sey ein Enkel Numitors, Königs der Albaner, dem sein Bruder Amulius das Reich durch Gewalt entriß, und dessen Tochter Rhea oder Silvia, eine vestalische Jungfrau, die Zwillinge Romulus und Remus gebahr. Amulius ließ die Knaben in einen Fluß aussetzen, damit sie vom Wasser

möchten weggeschwemmt werden, aber ein Hirte fand sie, erbarmte sich ihrer, nahm sie in sein Haus und erzog sie. Als sie heranwuchsen, waren beide muthig und herzhaft, verfolgten wilde Thiere auf der Jagd, sicherten vor ihnen ihre Heerden und balgten sich auch mit Räubern herum, die die Gegend, wo die Jünglinge wohnten, unsicher machten. Unter andern bekamen sie auch einmal Händel mit den Hirten Numitors, wurden bey dieser Gelegenheit gefangen und von ihrem Großvater als seine Enkel erkannt. Jetzt sammelten sie sich eine Parthey gleichgesinnter junger Abentheurer, griefen die Stadt Alba an, jagten ihren Vetter Amulius vom Thron und setzten ihren Großvater Numitor auf denselben.

Bald nach diesem Vorgang beschloßen Romulus und Remus da, wo sie zuerst ernährt worden waren, nemlich an der Tiber, nicht weit vom Ausfluß des Meeres, eine Stadt zu gründen, wozu sich mit ihnen eine Menge Flüchtlinge und schlechtes Gesindel, das man in Alba nicht duldete, verband. Unter den beyden Brüdern entstund ein Streit, wo die eigentliche Stadt erbaut werden sollte; Romulus meynte, auf dem palatinischen Berge und Remus zog den aventinischen vor. Als nun vollends der erstere einen Graben machen ließ,

mit dem er die Mauer umziehen wollte und Remus spottend über denselben weg sprang, da artete der Streit in Thätlichkeit aus. Remus wurde entweder von seinem Bruder selbst, oder von einem andern umgebracht, und die Stadt mit Bruderblut getüngt, die nun den Namen Roma erhielt. Man sagte daher: Durch Blut wurde Rom gegründet, — durch Blut erhalten, aber auch durch Blut wieder zerstört.

Bald nach Roms Erbauung theilte Romulus die junge Mannschaft in gewisse Kriegshaufen ein, deren jeder 3000 Fußgänger und 300 Reuter hatte und den Namen Legion bekam, weil es eine Auswahl der streitbaren Mannschaft war. Die andere Mannschaft machte die Bürgerschaft aus und hieß Populus. Hundert der vornehmsten wurden Rathsherren, hießen Patricier und ihre ganze Versammlung: „Senatus", oder die Gesellschaft der Alten, die für das Beste der geringern Klasse sorgen sollten.

Rom hatte nun zwar Bürger, aber es fehlte am weiblichen Geschlecht zur Fortpflanzung. Romulus ersuchte zwar die benachbarten Sabiner, ihnen ihre Töchter zu geben und sich auf diese Art mit den Römern freundschaftlich zu verbinden, aber diese willigten

nicht ein und so mußten List und Gewalt den Plan befördern helfen. Romulus ließ ein großes Fest feyern, wobey verschiedene Kampf- und andere Spiele zu sehen waren. Die eingeladenen Sabiner strömten aus Neugierde herbey und brachten größtentheils ihre Töchter mit. Mit einmal stürzten die jungen Römer mit entblößten Schwerdtern hervor; jeder ergrief eins der Mädchen und nahm es mit sich, indessen die überraschten Sabiner entflohen. Dieser Mädchenraub zog den Römern ihren ersten Krieg zu, denn die Sabiner wollten die Schmach nicht ungerochen lassen. Lange siegten die Römer, endlich bekamen ihre Feinde die Oberhand. Eben bereitete man sich zu einer neuen Schlacht und sie wäre zuverläßig ausgebrochen, aber — auf einmal stürmten die jungen Römerinnen hervor, warfen sich zwischen ihre Väter, Brüder und Männer, — hielten ihnen zum Theil ihre Kinder entgegen und dieser entschlossene Schritt der Weiber entwafnete die Kämpfenden. Man schloß erst Waffenstillstand, dann Frieden und Rom wurde ein gemeinschaftlicher Wohnort für Römer und Sabiner, die von jetzt an Quirites hießen. Die Legionen wurden vermehrt, Zünfte errichtet, der Rath vergrößert und überhaupt eine gemeinschaftliche Regierung eingeführt. So endigte

sich die Geschichte des sabinischen Mädchenraubes mit der Vergrößerung und dem bessern Wohlstand der Stadt Rom.

Romulus, der erste König der Römer, machte nun verschiedene wohlthätige Gesetze und Einrichtungen, wodurch er seine Unterthanen immer fester und fester mit einander verband. Zu dieser genauern Vereinigung bediente er sich auch der Religion. Keine Sache durfte ohne die Priester vorgenommen werden und diese suchten den Willen der Götter aus gewissen Erscheinungen am Himmel, aus den Eingeweiden der Thiere, oder aus dem Flug der Vögel zu erforschen, wobey denn freylich unendlich viele Betrügereyen vorgiengen, aber auch vieles Vernünftige durchgesetzt werden konnte, denn da man die Priester für die Dolmetscher des Willens der Gottheit hielt, so glaubte man auch, daß man nur diesen erfülle, wenn man ihren Rathschlägen gehorchte.

Romulus war glücklich in seinen fernern Kriegen, besonders gegen die Vejenter und dies machte ihn, wie die meisten Menschen, die durch ungewöhnliche Glücksfälle in die Höhe stiegen, schwindelnd bis zum Uebermuth. Er übersprang alle wohlthätigen Schranken, die seiner Regierung gesetzt waren, verwandelte die demokratische Freyheit in eine verhaßte Mo-

narchie, setzte sich über alle Gesetze weg, denen er doch früher den unbedingtesten Gehorsam geschworen hatte und zeichnete sich bis auf die Kleidung vor allen andern im Volk aus. Dies machte besonders den Rath sehr mißvergnügt, dessen er sich nur dann bediente, wenn er seine strengsten Befehle durchsetzen wollte, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er eben darum heimlich umgebracht geworden sey, denn er verschwand auf einmal und man hörte nichts, wo er hingekommen sey. Man überredete das Volk, Romulus sey plötzlich in den Himmel aufgenommen worden und daher erwies man ihm nach dem Tod göttliche Ehre, so verhaßt er auch im Leben gewesen war.

2.

Numa Pompilius.

Sieben und dreissig Jahre hatte Rom gestanden, als Romulus starb und nun entstund ein gewaltiger Streit, wer nach ihm König werden sollte. Die Römer wollten einen Römer, die Sabiner einen Sabiner und endlich traf die Wahl wirklich einen aus dem Volk der letztern, der Numa Pompilius hieß, bereits 40 Jahre alt und als ein Mann von den vortreflichsten Eigenschaften bekannt war.

Er lebte in philosophischer Ruhe auf dem Lande, als die römischen Gesandten ankamen und ihn baten, die königliche Würde anzunehmen, woran er nie gedacht hatte. Er schlug sie mit vielen Gründen aus und nur das Zureden seines Vaters, der diese Erhebung auf den Thron für ein göttliches Geschick hielt und eines seiner Freunde bewogen ihn endlich, nachzugeben, und nach Rom zu gehen. Man empfieng ihn mit lautem Frohlocken und es schien mehr, daß man ein Königreich, als daß man einen König erhalten hätte.

Eins der ersten war, daß Numa die 300 Mann Leibwache abschafte, die Romulus errichtet hatte; er bemühte sich, den Römern friedlichere Gesinnungen angenehmer zu machen und dies gelang, indem er die Religion zu Hülfe nahm. Er ordnete vielerley Festtage, öffentliche Prozessionen und dergleichen an, bey denen er gemeiniglich selber zugegen war. Er verkündigte die Ungnade und Strafen der Götter, wenn das verwilderte Volk nicht gehorchen wollte und gab, um den Schein der Heiligkeit nicht zu verlieren, sogar vor, daß eine Göttin ihn ihres nähern Umgangs würdige. Er baute mehrere neue Tempel und versah sie mit Priestern, mit deren Hilfe er die Römer sanfter, gesitteter und friedfertiger machte, so daß sie —

statt wie vorhin blos an Kriegen — nun am Landbau, an stillerm Leben und Erziehung ihrer Kinder Vergnügen fanden. Unter Numa's ganzer Regierung wurde kein Krieg geführt, es entstund kein Aufruhr, keine gewaltsame Staatsveränderung.

Zur Begünstigung des Ackerbaues theilte Numa alles Land, das Romulus erobert hatte, unter die ärmere Klasse des Volks aus; er hob den Unterschied unter Römern und Sabinern auf, indem er sie nöthigte, nicht mehr von einander abgesondert, sondern vermischt zu wohnen; — er schränkte die Gesetze seines Vorfahren in Rücksicht der sehr ausgedehnten Gewalt der Väter über ihre Kinder ein und endlich, da er einige Kenntnisse von Astronomie hatte, verbesserte er auch den römischen Kalender. Früher hatte das Jahr der Römer nur zehn ungleiche Monate, der erste war dem Mars oder Kriegsgott geweiht und hieß Martius (Merz) der zweyte April, vielleicht von aperire, (öfnen) weil in diesem Monat die Erde, die Gewächse, die Knospen der Bäume &c. sich öffnen, der dritte: May, der Göttin Maja und ihrem Sohn Merkur geheiligt, der vierte: der Juno (Junius); der fünfte: Julius, früher Quintilis, später dem Andenken Julius Cäsars geweiht, so wie Sextilis (oder

der Sechste) in der Folge dem Augustus. Nun folgten die Monate, die noch bis jetzt ihre Benennung behalten haben: September, oder der siebente, (von dem lateinischen Wort septem); October, der achte (von octo); November, der neunte, (novem); Dezember, der zehnte, (decem). Numa fügte noch den Januar und Februar bey und so wurden es zwölf beynahe gleiche Monate. Wir werden später bey andern Gelegenheiten hören, welche Verbesserungen der Kalender nach und nach erhalten habe.

Nachdem endlich Numa ein Alter von mehr als 80 Jahren erreicht und 43 Jahre friedlich regiert hatte, starb er an einer Entkräftung. Seiner Verordnung gemäß wurde sein Leichnam nicht, wie sonst gewöhnlich war, verbrannt, sondern in einem steinernen Sarg in die Erde gesenkt und mit ihm diejenigen Bücher, worinn er den Priestern Vorschriften über ihre Amtsverrichtungen gegeben, die sie aber von ihm mündlich erhalten hatten. Man hielt sie nemlich für heilige Geheimnisse, die nicht jedem bekannt seyn und also auch nicht schriftlich hinterlassen werden durften. Ohngefähr 400 Jahre später wurden diese Bücher, nachdem ein heftiger Regen das Grab des Numa ausgehölt und der Strom den Sarg herausgeschwemmt

hatte, wieder hervorgezogen, aber auf Befehl des Senats verbrannt, damit die Geheimnisse nicht von Unwürdigen entdeckt und entweiht werden möchten, oder vielleicht noch mehr darum, weil die Religion bereits zu verdorben war, als daß man von Numa's wohlthätigen Vorschriften, die eine Aehnlichkeit mit denen des Pythagoras gehabt zu haben scheinen, hätte noch einigen Gebrauch machen wollen und sie vielmehr für gefährlich hielt.

Eines jährlichen Festes, das Numa stiftete, wollen wir zum Beschluß gedenken. Zur Sicherheit des Eigenthums ließ er auf den Feldern Grenzsteine setzen. Alle Jahre kamen nun die Landleute zusammen, um zu sehen, ob sie unverrückt seyen. Man bekränzte die Steine mit Blumen, sang Lieder und verrichtete vielerley religiöse Handlungen. Späterhin entstund hieraus der Volksglaube, daß sich bey den Grenzsteinen die Götter aufhielten und wer diese Steine berühre oder verrücke, ein Kind des Todes und der Hölle sey. Dieser Glaube erhielt sich nicht blos bey den Heiden, sondern auch bey den Christen, denn auch diese überzeugten sich, (überzeugen sich vielleicht zum Theil noch) daß, wer sich durch Verrückung eines Grenzsteins versündige, nach seinem Tod keine Ruhe habe, sondern an der entweihten

Stelle umgehe und in Gestalt eines feurigen Mannes den Acker, von dem er sich etwas widerrechtliches zugeeignet habe, pflügen müsse.

3.

Tullus Hostilius.

Nach Numa's Tod blieb der königliche Thron nicht lange erledigt, denn das Volk wählte den Tullus Hostilius, gebürtig aus Medulla, eine Stadt von den Römern erbaut und von Romulus erobert, dem Enkel eines edeln Römers, der sich einst im Krieg mit den Sabinern sehr vortheilhaft ausgezeichnet hatte. Er war ganz das Gegentheil von seinem Vorgänger und gerade so kriegerisch, als dieser friedlich gesinnt. Mit Begierde wartete er auf Gelegenheit, ins Feld zu rücken und diese zeigte sich nur zu bald. Einige albanische Hirten thaten einen Einfall in das römische Gebiet, die römischen, um das Vergeltungsrecht auszuüben, thaten im albanischen ein Gleiches; wechselsweise beklagte man sich über Unrecht, schickte einander Gesandten und da kein Theil dem andern nachgeben wollte, so entstund zwischen beyden Völkern ein förmlicher Krieg. Da sie größtentheils durch Blutsfreundschaft verbunden waren, auch einen gemein-

schaftlichen Ursprung hatten, so wollte niemand an dem Bruch schuldig seyn und kein Theil zuerst angreifen, um so mehr, da jeder seine andern Nachbarn auch zu Feinden hatte, die nur warteten, über welchen von beyden sie am schicklichsten herfallen könnten. Als nun die Heere der Albaner und Römer bereits schlagfertig gegen einander stunden, so kam der König der Albaner auf den Gedanken, ob es nicht besser wäre, statt einige Tausende auf beyden umzubringen, aus jedem Heer einige Streiter auszuwählen, deren Gefecht entscheidend seyn sollte und zwar so, daß die Nation des unterliegenden Theils künftig der andern unterworfen seyn müßte. Nun fügte sichs, daß gerade in jedem Heer sich drey Brüder befanden, drey Horazier unter dem römischen und drey Curatier unter dem albinischen. Der Vertrag wurde von beyden Seiten geschlossen und nach vielerley vorhergegangenen Ceremonien griefen die Kämpfer zu den Waffen, wobey die Kriegsheere und ihre Feldherren zusahen. Das Zeichen zum Angriff wurde gegeben, wüthend drangen sie gegen einander, keiner an sich selbst, sondern nur an die Vernichtung seines Gegners denkend, um die Schmach der Unterwerfung von seinem Volk abzuwenden. Der Sieg war lange zweifelhaft, schien sich aber mehr für die

Alba-

Albaner, als für die Römer, zu erklären, denn schon waren zwey Horazier gefallen, und noch standen die drey Curatier unbesiegt. Eine List gab der Sache den Ausschlag. Der noch lebende Horazier stellte sich, als wolle er die Flucht ergreifen und da ihm die verwundeten Curatier nur langsam, und einer nach dem andern folgen konnten, so stieß er einen um den andern nieder, eh ihm die folgenden zu Hülfe zu kommen vermochten. Die Römer begleiteten nun den Sieger mit lautem Frohlocken in die Stadt und jetzt schändete dieser seine That durch den Mord seiner Schwester, die ihm am Thor begegnete. Sie war mit einem der Curatier, die ihr Bruder getödtet hatte, verlobt und da sie den Waffenrock desselben in den Händen des Siegers sah, brach sie in lauten Jammer aus. Als der Bruder dies hörte, gerieth er in Wuth, stieß ihr den Degen in die Brust und rief: „Geh, die du zur Unzeit deine Liebe zeigest, der getödteten Brüder und des Vaterlandes vergissest und nur an den Bräutigam denkst! So müsse jedes umkommen, das einen Feind der Römer bedauert." Diese rasche That mißfiel dem Senat dergestalt, daß er den Mörder zum Tod verdammte und nur auf Fürbitte das Vaters und selber des Königs ihm das Leben schenkte.

Da der erste Krieg sich für die Römer so glücklich und mit Unterwerfung der Albaner geendet hatte, so kehrte Tullus Hostilius seine Waffen gegen die Sabiner, Hetrusker und andere benachbarte Völker, die er nach und nach alle überwand und Rom immer größer machte, indeß er die feindlichen Städte der Plünderung und Zerstörung Preis gab. Sogar Alba hatte dieses Schicksal. Durch das für sie unglückliche Gefechte der Horazier und Curatier waren die Albaner nun Unterthanen der Römer; aber sie gehorchten natürlich mit Unwillen. Einmal sollten sie ihren Oberherren in einem Krieg beystehen, allein obwohl sie mit ihnen auszogen, so blieben sie doch nur müssige Zuschauer, in Hoffnung, über die Römer herzufallen, wenn sie sich würden mit ihren Feinden müde gefochten haben. Die Römer siegten aber, Hostilius ließ den König der Albaner auf eine grausame Art hinrichten, die Stadt Alba verbrennen und die Innwohner als Gefangene nach Rom führen.

Tullus Hostilius regierte 32 Jahre über die Römer, dann starb er. Einige sagen, an der Pest, andere: er sey mit seiner ganzen Familie vom Blitz erschlagen geworden und noch andere behaupten mit größerer Wahrscheinlichkeit: er sey durch Verrätherey umgekommen.

Für die innere Vervollkommnung seiner Unterthanen und ihre wahre Wohlfarth zu sorgen, dazu hatte der unersättliche Krieger keine Zeit gefunden.

4.

Ancus Marcius.

Dieser vierte römische König war ein Enkel des friedfertigen Numa Pompilius. Das Volk wählte ihn und der Senat, in Hoffnung, er werde seinem treflichen Großvater nachahmen, gab mit Freuden seine Bestätigung. Man betrog sich auch in der von ihm gehegten Erwartung nicht, denn in allen Dingen schien Numa immer sein Vorbild zu seyn. Die benachbarten Völker, seit 32 Jahren an die Kriegslustigkeit der Römer gewöhnt, hielten Ancus Friedensliebe für Feigheit, daher sie sich mancherley Neckereyen erlaubten und selbst Einfälle in das römische Gebiet wagten, aber der König zeigte ihnen, daß man ihn nicht ungestraft herausfordere und er den Krieg nicht fürchte, obwohl er ihn nicht liebe. Diese Aeusserung seiner festen Denkungsart erfuhren die Lateiner, die sich so etwas gegen ihn erlaubt hatten. Er zog mit einem Kriegsheer gegen sie aus, zerstörte ihre Städte, zog ihr

Gebiet zu dem römischen und unterwarf sich ihre Unterthanen. Ein gleiches Schicksal hatten die Vejer, Fidenater, Volsker und Sabiner.

So bald er in Ruhe kam, verschönerte er Rom durch neue Tempel und andere öffentliche Gebäude, stellte den Hafen Ostia an der Mündung der Tiber her, wodurch er den Handel beförderte, ermunterte zum Ackerbau, lockte Fremde in sein Gebiet, indem er ihnen vielerley Freyheiten gab, hielt streng auf Recht und Gerechtigkeit und machte sich eben so beliebt, als er sich durch seine glücklichen Kriege furchtbar gemacht hatte. Er stiftete die Feciales, eine Art von geistlicher Brüderschaft, die streitige Fragen im Völkerrecht entschied, gewisse Förmlichkeiten bey Kriegserklärungen, Friedensschlüssen und Verträgen zu beobachten hatte und durch die man unter Anrufung der Gottheit öffentlich erklärte, warum man sich z. B. zu einem Krieg berechtiget glaube. Ancus erbaute Alba wieder, die sein Vorfahrer zerstört hatte und machte sich dadurch nicht nur bey den Römern beliebt, sondern auch unsterblich bey der Nachwelt. Vier und zwanzig Jahre dauerte seine ruhmwürdige Regierung, dann starb er, wahrscheinlich eines gewaltsamen Todes.

5.

Lucius Tarquinius Priscus.

Er war der Sohn eines korinthischen Kaufmanns, der sich durch den Handel große Reichthümer erwarb und dann in Italien ansässig machte. Durch diese Reichthümer gelang es dem Sohn, sich die Gunst der Römer zu erwerben, daß sie ihn, obgleich Ancus zwey Söhne hinterlassen hatte, mit Uebergehung derselben zum Könige erwählten. Um denen, die zur Erfüllung seines Wunsches vorzüglich beygetragen hatten, seine Dankbarkeit zu bezeugen, machte er hundert neue Rathsherren und vermehrte die Zahl der vestalischen Jungfrauen. Er stellte Gebäude her, wie sie noch kein Auge in Rom gesehen hatte, z. B. das große Amphitheater, wo die Kämpfe zwischen Menschen und Thieren gehalten wurden, die steinerne Mauer um die Stadt, statt des vormaligen Erdwalles, die vortreflichen Wasserleitungen, legte den ersten Grund zum Kapitol und vielleicht auch zu den Kloacken, wodurch alle Unreinigkeiten aus der Stadt durch unterirrdische Kanäle in die Tiber geleitet wurden, die aber jetzt fast ganz verschüttet sind, weil die Regierung deren Unterhaltung nicht bestreiten könnte.

Nachdem Tarquinius — man nennt ihn gemeiniglich den ältern — verschiedene glückliche Kriege gegen unruhige Nachbarn, z. B. die Lateiner und Sabiner geführt, und den Römern, damit sie nicht in Trägheit und Müssiggang fallen möchten, immer neue Gelegenheit zu allerley Beschäftigungen und Arbeiten gegeben hatte, ließ er auch ihren Gottesdienst auf die prächtigste Art einrichten und führte die griechischen Götter in Rom ein, deren Zahl endlich ins Unendliche stieg, die jedoch mehr dem gemeinen Mann, als dem gebildeten Theil der Nation gefallen konnte, der entweder des vielen abergläubischen Wustes halber gar keinen Gott glaubte, oder in jenen Göttern nur eine sinnliche Abbildung der Eigenschaften des höchsten Wesens sah. Unter Tarquinius kamen auch die Augurn, die aus dem Flug der Vögel, den Eingeweiden der Opferthiere und dergleichen künftige Ereignisse prophezeihten, sehr empor. Er beförderte diesen Aberglauben aber nur, um durch die Priester und Augurn das Volk, das ihnen blindlings anhieng und glaubte, immer im Gehorsam erhalten zu können.

Nach einer Regierung von 38 Jahren wurde Tarquinius im 56sten Jahr seines Alters von den Söhnen des Ancus Marcius

umgebracht, die es ihm nicht vergessen konnten, daß er sich auf den Thron ihres Vaters gesetzt hatte. Zwey von ihnen abgerichtete Mörder erschlugen ihn in seinem eigenen Pallast mit Aexten. Sie wurden mit dem Tod bestraft, die Anstifter des Mordes aber konnten sich nur durch eine schleunige Flucht vor gleicher Strafe retten.

6.

Servius Tullius.

Bisher hatte das römische Volk seine Könige gewählt und der Senat sie bestätigt, Servius Tullius aber bestieg den Thron blos mit Bewilligung des letztern, ohne daß das Volk um seine Einwilligung gefragt wurde. Er stammte aus der Stadt Corniculum, die Tarquin der ältere erobert und deren Innwohner er nach Rom geführt hatte. Hier wurde er gebohren und im königlichen Pallast als Sklave erzogen, schwang sich aber durch seine vorzüglichen Eigenschaften dergestalt, daß er der Schwiegersohn des Königs und durch die Einleitung der verwittibten Königin endlich gar sein Nachfolger wurde. So bald er König war, ließ ers seine erste Sorge seyn, die Gewalt des Senats zu vergrößern

und die des Volks einzuschränken; um aber dem letzten allen Argwohn zu benehmen, schlug er ein Gesetz vor, vermöge dessen die Abgaben gleicher, als bisher, vertheilt werden soll-sollten. Der Reiche sollte mehr, der Arme wenig und jeder nur nach Verhältnis seines Vermögens zu den Bedürfnissen des Staats beytragen. Das hörte die geringere Klasse der Bürger mit großem Beyfall und gab dem König unbeschränkte Gewalt, die Abgaben nach seinem Gutdünken zu vertheilen. Nun ließ Servius Tullius das römische Volk mit Weibern, Kindern und Sklaven zählen, theilte es in sechs Klassen, jede Klasse in einzele Centurien und im Ganzen in 193 Centurien, deren jeder ein eigener Aufseher vorgesetzt war. Diese Centurien lieferten nun gemeinschaftlich die Abgaben, die erste Klasse die stärksten, die beyden letzten die wenigsten und dabey galt der Grundsatz: wer am meisten Abgaben giebt, hat auch bey öffentlichen Verhandlungen die meisten Stimmen. Statt nun, daß sonst jeder Bürger eine eigene Stimme hatte, wurde jetzt nach Centurien gestimmt und da die ärmere Klasse aus den wenigsten Centurien bestund, so blieb den wohlhabendern die Macht und jenen der Gehorsam. — Der König führte ferner die Lustra ein, das heißt diejenige

Einrichtung, nach welcher die sämtlichen römischen Bürger alle fünf Jahre bewaffnet auf dem Marsfelde erscheinen und genaue Nachricht von ihrem Vermögen und ihren Hausgenossen geben mußten, wodurch er immer eine vollständige Uebersicht, sowohl über die Zahl der waffenfähigen Mannschaft, als ihr Vermögen hatte. Ausserdem erweiterte er die Stadt, zog Graben um die Mauer und machte nebst andern klugen Anstalten auch diese, daß die meisten Soldaten aus der Klasse derjenigen Bürger genommen werden sollten, die viele Aecker und andere Güter besassen, weil man sich auf ihre Treue am meisten verlassen könnte, indem sie am meisten zu gewinnen, oder zu verlieren hätten.

Neben den innern Einrichtungen, wodurch sowohl das Beste des Staats befördert, als seine eigene Gewalt immer fester gegründet werden sollte, vergaß Servius Tullius die auswärtigen Angelegenheiten nicht. Er führte, obwohl er sehr friedliebend war, glückliche Kriege, besonders gegen die Etrusker, die er in mehrern Schlachten überwand und durfte hoffen, seine Regierung ruhig zu beschliessen; aber ein Feind lauerte im Hinterhalt, und das war sein eigener Schwiegersohn, Lucius Tarquinius, ein Enkel Tarquins des

ältern. Dieser erschien mit Bewafneten auf dem Markt, ließ den Senat zusammenrufen und hielt heftige Reden gegen den König. Er warf ihm seine Herkunft vor, daß er kein Recht zum Thron gehabt und ihn ohne Zustimmung des Volks bestiegen habe. In diese Rathsversammlung trat der König ein, während Tarquin sprach und sich bereits auf den Thron gesetzt hatte. Der alte Mann, hierüber billig entrüstet, wollte ihn herunter werfen, allein er unterlag dem jüngern, kräftigern. Dieser ergrief ihn, warf ihn, ohne daß der feige Senat es hinderte, die Treppe hinab und ließ ihn durch einen seiner Banditen auf der Strasse ermorden.

So schändlich diese That ist, so ist doch die der Tochter des Unglücklichen und Gemahlin Tarquins noch abscheulicher. Kaum hörte sie, daß dieser sich der Regierung bemächtigt habe, so fuhr sie vor das Rathhaus, um ihm dazu Glück zu wünschen. Der blutige Leichnam ihres ermordeten Vaters lag am Boden, — der Kutscher erschrack und wollte einen andern Weg nehmen, aber die Furie warf ihm ihren Fußschemel an den Kopf und zwang ihn, über den Leichnam des Vaters wegzufahren, wodurch sie das Gefühl aller Zuschauer auf das heftigste empörte.

Dies war unter sechs auf einander folgenden römischen Königen, der fünfte, der meuchelmörderisch umgebracht wurde, denn wahrscheinlich starb der einzige Numa eines natürlichen Todes. Seiner Gerechtigkeit, Billigkeit und überhaupt seiner guten Eigenschaften halber, hätte Servius Tullius ein besseres Ende verdient.

7.

Tarquinius der Uebermüthige.

Wir kommen nun auf den letzten der römischen Könige. — Durch welches abscheuliche Verbrechen er sich den Weg zum Thron gebahnt, haben wir in der vorigen Erzählung bereits vernommen. Ohne den Senat oder das Volk zu fragen, machte er sich eigenmächtig zu dessen Herrscher. Seine Schandthaten begann er damit, daß er den ermordeten König nicht wollte begraben lassen und wer darüber murrte, den ließ er augenblicklich hinrichten, besonders wenn es ein Reicher war, damit er auch dessen Vermögen an sich ziehen könnte. Er schwächte die Zahl der Senatoren, entzog ihnen alle Gewalt und Theilnahme an den Regierungsgeschäften und das Volk drückte er durch Auflagen und Frohndienste zu Boden.

Die benachbarten Völker, die Volscier, Sabiner, Gabier ꝛc. unterjochte er durch Kriege und theilte die gemachte Beute größtentheils unter die Soldaten, damit sie ihm desto lieber anhängen möchten. So drückte er mit eiserner Faust auf alles, was in seinem Wege lag, daher ihn jedermann haßte, jedermann sich vor ihm fürchtete und die edelsten Römer die Stadt verließen, um nicht seine Opfer zu werden. Sein Uebermuth und seine Grausamkeit waren gleich groß; keine einzige Tugend seiner Vorgänger wohnte in ihm, aber an Lastern und despotischen Sinn übertraf er sie alle. Das ganze Volk war seiner müde und es fehlte nur an einem muthigen Anführer, um die Welt von dem abscheulichen Tyrannen zu befreyen. Dieser erwachte endlich durch folgende tragische Begebenheit.

Tarquin fieng einen Krieg an mit den Rutulern, die einige Römer, die er verbannte, bey sich aufgenommen und ihnen Schutz verliehen hatten. Während dieses Kriegs kam sein Sohn Sextus in das Städtchen Collatia und entehrte eine edle Frau, Namens Lucretia, die Gattin eines gewissen Collatinus. Die Schandthat, durch List und Gewalt verübt, war geschehen. Lucretia, der nun das Leben eine Last war, ließ ihren Mann

aus dem Lager rufen, sammelte ihre nächsten Verwandten um sich und erzählte in aller Gegenwart, was ihr durch den Wollüstling widerfahren sey. Dann zog sie einen Dolch, den sie unter ihrem Gewand verborgen hatte, hervor und stieß sich ihn in die Brust, ohne einen Seufzer zu verlieren.

Unter den Anwesenden war Junius Brutus, dessen Vater Tarquin auch hatte hinrichten lassen. Er zog den vom Blut triefenden Dolch aus der Wunde, hub ihn empor und schwur mit den Worten: „Seyd Zeugen, ihr Götter, daß ich von diesem Augenblick an Lucretiens Rächer sey. Von diesem Augenblick an erkläre ich mich für den Feind Tarquins und seines ganzen wollüstigen Hauses. Mein ganzes künftiges Leben soll der Vertilgung der Tyranney und der Wiederherstellung der Freyheit des Vaterlandes gewidmet seyn!“ Nun übergab er den Dolch den übrigen und ließ sie den nemlichen Eid schwören. Jetzt trugen sie den entseelten Leichnam auf die Strasse, um ihn dem Volk zu zeigen. Alles rannte in höchster Wuth nach Rom und ehe noch Tarquin zurück kommen konnte, waren schon die Thore gesperrt und der allgemeine Schluß gefaßt: „daß alle Tarquinier auf ewig aus der Stadt verbannt seyn sollten,

daß bey Todesstrafe niemand es wagen dürfe, für sie zu bitten und daß von nun an die königliche Würde abgeschaft seyn solle."

Tarquin nahm seinen Weg wieder nach dem Lager, aber Brutus war ihm vorangeeilt und hatte auch dort die Schandthat und Lucretiens Selbstmord bekannt gemacht. Einmüthig ward auch hier beschlossen, den Tyrannen nicht mehr als König zu erkennen, Brutus wurde als Retter des Vaterlandes ausgerufen und mit den Feinden ein Waffenstillstand geschlossen.

So endete sich Tarquins des Uebermüthigen Regierung und mit ihr die königliche Würde in Rom, nachdem sie zweyhundert fünf und vierzig Jahre gedauert hatte. Die höchste Gewalt wurde nun jährlich zwey klugen und rechtschaffenen Männern übergeben, die man Consules nannte und von jetzt an hieß Rom eine Republick oder ein Freystaat.

Anhang.

1) Geschichte der Schiffahrt bis auf Columbus. 2) Die Mysterien.

1.

Geschichte der Schifffahrt bis auf Columbus.

(Nach Robertson.)

Als die Menschen zuerst auf den Gedanken kamen, ihre ursprünglichen Wohnsitze zu verlassen und neue zu suchen, giengen ihre Wanderungen ohnstreitig blos zu Lande, denn über Flüsse Ströme und Meere zu schiffen, dazu mag es ihnen wohl eben so sehr an Muth, als an Kenntnissen gefehlt haben. Eh es einer wagte, auf einem einzelnen Brett oder Balken sich dem Wasser anzuvertrauen, ehe ein kleiner Kahn und ein Ruder erfunden war, mittelst

dessen man an einen bestimmten Platz kommen konnte, mag wohl eine lange Zeit vergangen seyn, und noch mehr, bis man eigentliche Schiffe hatte, wie wir sie jetzt sehen, womit man an die entferntesten Küsten kommen kann und Stürmen und Ungewittern Trotz bietet. Unter allen Nationen des Alterthums war der Schiffsbau äusserst roh und die Schifffahrtskunst äusserst unvollkommen. Man kannte zwar die Kraft des Magnets, daß er das Eisen an sich ziehe, aber man kannte noch nicht seine große Eigenschaft, auf die Pole zu weisen; man mußte sich nur nach der Sonne und den Gestirnen richten, aber bey bewölktem Himmel und in den Finsternissen der Nacht hatte man keinen Wegweiser. Darum durften auch die Alten sich selten weit vom Lande verlieren, sondern sie mußten sich blos an den Küsten halten und zwar nur im Sommer und bey ruhigem Wetter; im Winter aber, oder bey heftigen Winden auszufahren, würde man für tollkühn gehalten haben, sich auf die See zu wagen.

Bey dieser Unvollkommenheit der Schifffahrt war es sehr gefährlich, irgend einen fernen Erdtheil zu besuchen, gleichwohl sollen die Egypter bald nach der Stiftung ihrer Monarchie eine Handlung zwischen dem arabischen

Meer-

Meerbusen, oder dem rothen Meere, und der westlichen Küste des großen indischen festen Landes, eröfnet haben, denn ausgebreitetere Handlung zwischen dem einen und andern Land herzustellen, ist der erste Zweck der Schifffahrt. Noch mehr waren die Phönicier für den Handels- und Entdeckungsgeist gestimmt; sie strebten nach der Oberherrschaft zur See, und errangen sie wirklich. Sie waren die ersten, die sich über die alten Grenzen der Schifffahrt hinauswagten, durch die Strasse von Gades (Gibraltar) segelten und die westlichen Küsten von Spanien und Afrika besuchten. Sie bemächtigten sich verschiedener bequemer Häfen am obern Ende des arabischen Meerbusens und legten einerseits mit Arabien und dem festen Land Indiens, andererseits aber mit der östlichen Küste von Afrika einen ordentlichen Handelsverkehr an.

Die großen Reichthümer, welche die Phönicier durch ihren Handel gewannen, reitzten ihre Nachbarn, die Juden unter Davids und Salomo's Regierung, etwas ähnliches zu versuchen. Diese Absicht erreichten sie theils durch ihre Eroberung Idumäens, das längs dem rothen Meer liegt, theils durch ihr Bündnis mit Hiram, König von Tyrus. Indessen kann man die Juden nicht unter die Völker

rechnen, welche die Schifffahrt verbessert und die Entdeckungen erweitert haben, denn ihre besondere Verfassung und ihre Gesetze, sich von fremden Nationen und einer Verbindung mit ihnen rein zu erhalten, damit sie nicht in Abgötterey verfallen möchten, hinderten sie daran.

Der Freystaat Karthago legte sich mit eben so viel Eifer auf Seehandlung und Schifffahrt, als die Phönicier. Karthago kam Tyrus frühzeitig gleich und in kurzer Zeit übertraf es dasselbe an Reichthum, ohngeachtet es nach keinem indischen Handel trachtete. Sie breiteten ihre Schifffahrt hauptsächlich gegen Westen und Norden aus. Sie verfolgten nicht nur die Strasse von Gibraltar, sondern besuchten auch die Küsten Spaniens, Galliens und drangen bis nach Britannien. Sie segelten fast bis an den Wendekreis des Krebses und entdeckten die kanarischen Inseln, die äusserste Grenze der Schifffahrt der Alten auf dem westlichen Ocean.

Neben der Ausbreitung der Handlung regte sich schon jetzt der Gedanke, fremde Länder zu entdecken und unbekannte Meere auch in anderer Absicht zu durchschiffen, um nemlich Kenntnis der Welt zu erweitern. Dahin gehört z. B. der Zug des Hanno, von welchem oben erzählt worden ist. Die erlangten Kenntnisse

wurden aber nicht, wie in unsern Tagen, gemeinnützig gemacht, sondern als Staats- oder kaufmännisches Geheimnis angesehen.

Wir kommen nun zur Schifffahrt der Griechen und Römer. Ohngeachtet Griechenland vom Meer fast ganz umflossen ist, viele geräumige Busen und bequeme Seehäfen hat und von einer großen Menge fruchtbarer Inseln umgeben ist, so währte es doch selbst bey einer so günstigen Lage lange, ehe die Kunst der Schifffahrt unter diesem Volk einige Vollkommenheit erreichte. Ihre frühern Seereisen giengen mehr auf Seeräuberey, als auf Handlung und noch im trojanischen Krieg war ihre Kenntnis von Seegeschäften sehr eingeschränkt. Ihre Schiffe waren leichte Fahrzeuge, meistens ohne Verdecke. Sie hatten nur Einen Mast, den man nach Belieben aufrichtete oder niederlegte. Vom Gebrauch des Ankers wußten sie gar nichts, und ihre Handgriffe im Segeln waren roh und ungeschickt. Nach Vollendung einer Seereise zogen sie ihre armseligen Barken, wie die Wilden ihre Kähne, ans Land und ließen sie auf dem Trockenen liegen, bis die Zeit zur Seefahrt wieder herannahte.

Die Sachen blieben indessen nicht immer so. Griechenland gieng einem Zustande von hoher Kultur entgegen. Verschiedene seiner Freystaa-

ten legten sich auf die Handlung, so daß sie in der alten Welt für Seemächte vom ersten Rang gehalten wurden. Als Alexander nach dem Orient zog, da besonders erweiterten sich die Kenntnisse der Schifffahrt und ferner Länder unter den Griechen immer stärker. Alexandrien, in der Nähe einer Mündung des Nils erbaut und zum Handel nach Osten und Westen vortreflich gelegen, wurde bald die wichtigste Handelsstadt der Welt, und blieb es, bis die Schifffahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckt wurde. Als Alexander in Indien eingedrungen war und wahrnahm, daß man unermeßliche Reichthümer durch den Handel aus diesem Lande ziehen könne, so beschloß er, den Lauf der Schifffahrt von der Mündung des Indus an, bis an den innern Theil des persischen Meerbusens zu untersuchen, und wo möglich, eine ordentliche Communikation zwischen denselben anzulegen. Ein geschickter Offizier, Nearchus, übernahm das Kommando der zu diesem Zug ausgerüsteten Flotte und obwohl das Unternehmen, nach den Kenntnissen bemessen, die man jetzt im Schifffahrtswesen hat, gar nicht sonderlich erheblich ist, so staunte man es doch damals gleich als ein Wunderwerk an. Die Ebbe und Flut, die in der mittländischen See kaum merkbar ist, be-

trachteten diese unwissenden Seefahrer als ein Zeichen des Zorns der Götter, über ihre Frechheit, sich so weit zu wagen. Sie brachten auf dieser Reise, die nicht über 20 Grade betrug, zehn volle Monate zu.

Die Fortschritte der Römer in der Schiffahrtskunst und in Entdeckungen waren noch unbedeutender, als die der Griechen. Sie betrachteten anfänglich diese Kunst nur als ein Hilfsmittel, ihre zu Land gemachten Eroberungen zu decken. Sogar als sie alle bekannten Seestaaten der alten Welt, Karthago, Griechenland und Egypten unterjocht hatten, wollte sich noch kein Handelsgeist in ihnen regen. Erst als sie die Ueppigkeiten des Orients liebgewannen, trieben sie einen Handel durch Egypten mit Indien. Sie lernten auf ihren Seefahrten den periodischen Lauf der Winde kennen, die im Weltmeer, das Indien von Afrika trennt, die eine Hälfte des Jahrs beständig aus Osten, die andere aus Westen wehen und nachdem sie diese Beobachtung gegründet fanden, dann erst wagten sie sich, weiter zu schiffen, als man bisher versucht hatte. Weiter als bis an den Ganges drang indessen kein römischer Reisender und die Wilden brachten ihnen auf Kähnen, die aus einem Baum bestanden, ihre Waaren nach Musiris an der

westlichen Küste des festen Landes von Indien. Das war den egyptischen und römischen Kaufleuten genug, sie hielten es für unnöthig dieser Waaren wegen unbekannte Meere zu durchschiffen. Fremde Länder lernte man damals mehr durch Land- als durch Seereisen kennen.

Erst nach der Zeit, als barbarische Völker dem römischen Reich durch wiederholte Einfälle in dasselbe ein Ende gemacht und, als diese nach und nach einige Kultur erlangt hatten, lebten auch Schifffahrt und Handlung wieder auf. Venedig, Genua und Pisa wurden aus kleinen unerheblichen Orten große volk- und geldreiche Städte. Ihre Schiffe besuchten alle Häfen am mittländischen Meere, zuweilen wagten sie sich durch die Strasse (von Gibraltar) hinaus, besuchten die spanischen, französischen, englischen und niederländischen Seestädte und verführten ihre Waaren durch ganz Europa. Gegen Ende der Kreuzzüge war Venedig die größte Seemacht der damaligen Zeit.

Mehr als alle Bestrebungen der frühern Zeiten beförderte die Schifffahrt im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die Erfindung des Seecompasses. Flavio Gioia, Bürger zu Amalti im Königreich Neapel, entdeckte zuerst, daß der Magnet einem dünnen

Eisendrat oder einer Nadel die Eigenschaft mittheile, daß sie beständig auf die Pole der Erdkugel weisen. Aus dieser Entdeckung entstand das schätzbare Instrument, wodurch man die Richtung nach Norden und Süden augenblicklich finden konnte und da man sah, man könne sich auf diesen Wegweiser mit Sicherheit verlassen, so hörte man auch auf, blos seinen Lauf an der Küste hin zu nehmen und wagte sich kühn in das weite Weltmeer hinaus. Auch in der trübesten Nacht konnte man nun, wenn kein Sternlein blinkte, ohne Gefahr steuern, wohin man wollte; man war in den Stand gesetzt, an jeden Theil der Erde zu Schiff zu kommen. Indessen vergieng doch seit der Erfindung wenigstens ein halbes Jahrhundert, bis man ihr ganz vertraute, weil man gewöhnlich gegen alles Neue eine Zeitlang mißtrauisch bleibt. Die ersten Seefahrer, die einen stärkern Muth, als ihre Vorfahren bewiesen, waren die Spanier, die zuerst im fünfzehnten Jahrhundert nach den glückseligen oder kanarischen Inseln fuhren, aber die Ehre, eine ganz neue Laufbahn zur See zuerst eröffnet zu haben, gebührt den Portugiesen. Vor dem Jahr 1411 hatten sie sich noch nie über das Vorgebirge Non hinausgewagt, denn dieß hielten sie für die Grenze der Schifffahrt.

Um diese Zeit hatte man in der Meßkunst, der Astronomie und Geographie bereits einigen Fortgang gemacht, und dem Fortgang der Schifffahrt und Seehandlung bey den Alten nachgespührt. Mit bessern Kenntnissen ausgerüstet wagten sich also die Portugiesen über jenes Vorgebirge hinaus, umsegelten es und drangen hundert und sechzig englische Meilen weiter bis an das Kap Bajador. Die Felsenspitzen desselben, die sich weit ins Meer hinein erstreckten, schienen noch weit schrecklicher zu seyn, als das Vorgebirge, welches sie umsegelt hatten, daher beruhigten sie sich, einstweilen so weit gekommen zu seyn und fuhren vergnügt nach Lissabon zurück.

Der vierte Sohn des Königs Johann I., Prinz Heinrich, der sich den Wissenschaften mit seltenem Eifer gewidmet und besonders die Geographie sehr eifrig studierte, kam auf den Gedanken, daß man, wenn man längs der Küste von Afrika hinsegelte, neue reiche Länder entdecken müßte. Nachdem er vielerley Vorbereitungen getroffen und seine Kenntnisse immer mehr erweitert hatte, rüstete er ein Schiff aus, ernannte zu dessen Befehlshabern Johann Gonzales Zarco und Tristan Vaz, zwey Edelleute, denen er auftrug, alles anzuwenden, das Vorgebirg Bajador zu um-

segeln und von da aus südwärts zu steuern. Ein Windstoß trieb sie in die offene See hinaus, sie glaubten alle Augenblicke, verloren zu seyn, aber dieser Zufall trieb sie an eine bisher unbekannte Insel, die sie ihrer glücklichen Errettung wegen Porto santo nannten. Dies geschah im Jahr 1418. Im folgenden Jahr sandte Prinz Heinrich drey Schiffe dahin und gab den vorigen Unternehmern den Bartholomäus Perestrello bey. Auf Porto santo sahen sie in weiter Ferne einen unbeweglichen Fleck und da sie muthmaßten, es könnte Land seyn, so steuerten sie dahin und entdeckten die Insel Madeira, umsegelten Bajador, das über zwanzig Jahre lang das Ziel der portugiesischen Schifffahrt gewesen war. Nun sah man den weitläufigen Erdtheil Afrika, wie er noch immer vom atlantischen Meer bewässert war und sich gegen Süden hin erstreckte. Die Portugiesen drangen zwischen die Wendekreise, entdeckten in einigen Jahren den Strom Senegal und die ganze Küste, die sich vom weissen Vorgebirge bis an das grüne erstreckt.

Ganz Europa erstaunte über den Fortgang der Schifffahrt durch die Portugiesen und daß man jetzt Aussichten zu Reisen in Weltgegenden bekam, von denen man vorher keine Ah-

nung hatte. Viele Venetianer und Genueser traten in portugiesische Dienste, um ihre Kenntnisse als Seefahrer zu vermehren. Bald entdeckte man die azorischen Inseln, welche neunhundert englische Seemeilen vom nächsten festen Land abliegen, woraus man schließen kann, wie weit man es in der sonst so unvollkommenen Schifffahrtskunde jetzt schon gebracht haben müsse.

Unter Johann II. wurden die Fortschritte immer bedeutender. Unter ihm entdeckte man die Königreiche Benin und Congo, drang über fünfzehnhundert englische Seemeilen weit jenseits der Linie und sah zum erstenmal einen neuen Himmel und die Gestirne einer andern Halbkugel. Als die Portugiesen immer weiter südwärts kamen, fanden sie, daß das feste Land von Afrika, statt, wie man geglaubt hatte, sich in die Breite erstrecke, sich augenscheinlich verenge und gegen Osten hinbog. Hieraus schöpften sie die Hofnung, auf eben diesem Weg nach Ostindien zu kommen.

Die Ausführung einer neuen Expedizion zur See wurde dem Bartholomäus Diaz, einem Offizier voll Scharfsinn, Erfahrung und Standhaftigkeit, vertraut. Er segelte im Jahr 1486 kühn gegen Süden, weit über diejenigen Gegenden hinaus, in welche seine Landsleute

bis jetzt gekommen waren und entdeckte ohngefähr tausend englische Meilen neuen Landes. Keine Gefahren, denen er durch unaufhörliche Stürme in unbekannten Meeren und durch gefährliche Zusammenrottungen seiner Mannschaft ausgesetzt war, — nicht der Verlust seines Proviantschiffs und die dadurch entstandene Hungersnoth, erschreckten den muthigen Schwimmer. Zur Belohnung seiner Ausdauer erblickte er jenes hohe Vorgebirge, das Afrika gegen Süden begränzt. Er konnte es aber nur von der Ferne sehen, denn die Wuth der Winde, der baufällige Zustand seiner Schiffe und der Empörungsgeist der Matrosen, nöthigten ihn, nach einer Reise von sechszehn Monaten wieder umzukehren. Das Vorgebirge, wo sich seine diesmalige Reise endigte, hatte Diaz Cabo tormentoso, oder das stürmische Kap genannt, der König, sein Herr, aber gab ihm den schönern Namen: Das Vorgebirg der guten Hofnung, unter dem wir es noch kennen.

Der Muth, gepaart mit der Hofnung, daß man Afrika umsegeln und so einen Weg nach Ostindien finden werde, wuchs immer größer und man zweifelte kaum noch, aus Europa nach Indien kommen zu können. Die Gefahren aber, welche Diaz ausgestanden hatte,

waren noch in zu frischem Andenken, als daß man sich sogleich zu einem neuen Wagestück hätte entschließen können. Nach und nach zerstreute das Ansehen des Königs Johann II. Furcht und Bedenklichkeit, so daß er, den sein Lieblingswunsch, den neuen Weg nach Ostindien zu finden, Tag und Nacht nicht ruhen ließ, endlich auf eine zweyte Entdeckungsreise denken konnte. Alle europäische Nationen richteten ihr Auge auf die Portugiesen. Man verglich sie mit den Phöniciern und Karthaginiensern und setzte sie weit über diese. Die Venetianer fürchteten den Verlust ihrer indischen Handlung und die Portugiesen sahen sich schon im Geiste durch die Reichthümer von Osten gesegnet. Nun stand endlich der große, muthige, unerschütterliche Mann auf, der alles vollenden sollte, der Genueser Christoph Columbus, der Entdecker von Amerika, dem wir künftig ein eigenes Kapitel widmen werden.

2.

Die Mysterien.

(Nach Stark, Warburton und andern.)

Die herrschende Religion beynahe aller alten Völker war Vielgötterey, die aus ei-

ner unrichtigen Erklärung der göttlichen Eigenschaften und einer falschen Vorstellung von der Geister- und Körperwelt entstund. An dieser Vielgötterey hieng das Volk und reine Gotteskenntnis wäre ganz von der Erde verschwunden, wenn nicht einige bessere Köpfe eingesehen hätten, es sey nothwendig, sie zu erhalten. Den Aberglauben und die Volksvorurtheile ganz verbannen zu wollen, wäre nicht wenig gefährlich gewesen, man mußte sie also dem großen Haufen lassen und nur einige Auserwählte an sich ziehen, denen man im Stillen die erhabenern Religionskenntnisse mittheilte und das, was man in diesen abgesonderten und geheimen Zirkeln lehrte, bewahrte und fortpflanzte, benannte man Mysterien oder Geheimnisse.

Wahrscheinlich waren es die Egypter, bey welchen die Mysterien entstunden. Zu Abrahams Zeiten war die Kenntnis eines einzigen höchsten Gottes in Egypten noch nicht ganz ausgestorben. Zu Josephs Zeiten bemerkte man schon den Planeten- und eine Spur vom Thierdienste und unter Mose war er allgemein. Als vollends die Egypter mit den Griechen bekannt wurden, da fanden auch dieser ihre Götter Eingang und es entstund eine Vermischung von egyptischer und griechi-

scher Religion. Zwischen Josephs und Moses Zeiten wurde also wahrscheinlich der Dienst des einzigen Gottes Geheimnis und nur den Priestern eigen. Vielleicht steigt aber der Ursprung der Mysterien noch weiter hinauf und wir müssen ihn bey den Chaldäern und Persern suchen, wo man die ersten Spuren von Vielgötterey wahrnimmt, doch dies ist nur eine Untersuchung für Gelehrte, bey der wir uns nicht aufhalten wollen. Genug, daß wir wissen, wie und warum die Mysterien entstanden seyen. Bey den Alten stunden sie im ausserordentlichsten Ansehen, einmal weil sie in ein heiliges und undurchdringliches Dunkel gehüllt und dann, weil sie anfangs blos ein ausschließliches Eigenthum der Priester waren, die ohnehin dafür angesehen wurden, als ob eine besondere Heiligkeit in ihnen wohne und daß sie in unmittelbarem Umgang mit der Gottheit stünden. Im Innern der Mysterien wurde die wesentlichste Lehre der gesunden Vernunft, verbunden; mit den nachdrücklichsten Vorschriften der Tugend, vorgetragen, äusserlich gab man dem Volk vielerley Ceremonien und öffentliche Aufzüge zu sehen, um es in beständiger Ehrfurcht gegen dieselben zu erhalten. Auch die Eingeweihten selbst sprachen nur mit höchster Begeisterung von ihren Geheimnissen und das

war ganz natürlich, weil sie etwas weit höheres durch sie besaßen, als die gewöhnliche Volksreligion. So dachten die Egypter, die Griechen und die Römer. Eine besonders merkwürdige Stelle lesen wir in Ciceros Traktat von den Gesetzen. „Dein Athen", sagt er zum Atticus, „hat viel vortrefliches und göttliches hervorgebracht und der menschlichen Gesellschaft mitgetheilt, aber nichts besseres, als jene Mysterien, durch welche wir aus dem rohen und ungebildeten Zustand zur Menschlichkeit gebildet und verfeinert worden sind. Wir haben sie als den Anfang eines wahren Lebens erkannt; durch sie können wir nicht nur mit Freuden leben, sondern auch mit besserer Hofnung sterben." Ein anderes Beyspiel von der Achtung, in welcher die Mysterien stunden, war dieses, daß man nur Männern von reinen Sitten den Zutritt zu denselben gestattete. Sie wurden nur bey Nacht gefeyert, damit der Eindruck der religiösen Ceremonien und dramatischen Vorstellungen desto lebhafter seyn möchte. Man suchte den Einzuweihenden auf verschiedene Weise zu schrecken, um seine Standhaftigkeit und Furchtlosigkeit zu prüfen; — man ließ Licht und Finsterniß schnell abwechseln und bediente sich verborgener Maschinen, um den Donner nachzuahmen, oder

anderes heftiges Geräusch zu erregen; der Aufzunehmende mußte Luft, Erde, Feuer und Wasser durchwandern und vielerley Proben bestehen, bis er endlich in dem erleuchteten Tempel von den Priestern als Theilnehmer an den Geheimnissen empfangen und unterrichtet wurde. Er mußte dann die strengste Verschwiegenheit über alles, was er sehen, hören und lernen würde, angeloben und hielt sie mit größter Gewissenhaftigkeit. Dies war auch sehr nothwendig, denn da Volksreligion und Staatsverfassung ganz genau zusammen hiengen, die Mysterien aber gerade das Gegentheil von der Volksreligion lehrten, so würde mit dem Fall dieser auch die Staatsverfassung zertrümmert geworden seyn.

Die Mysterien theilten sich gemeiniglich in die kleinern und größern. Wir wollen von einigen der vornehmsten Nachricht geben.

1) Von den Mysterien der Hebräer.

Mose war zufolge mehrerer Zeugnisse in die Geheimnisse der egyptischen Priester eingeweiht worden und sein Plan war, das israelitische Volk, das er aus Egypten geführt hatte, daran nunmehr Antheil nehmen zu lassen, oder mit andern Worten: er wollte die geheime Religion der Egypter zur öffentlichen der Israeliten machen.

chen. Angenommen, daß der Gegenstand der egyptischen Mysterien die Lehre von der Einheit Gottes und die Reinigung von den Irrthümern der Volksreligion war, so zeigt sich, daß die mosaische Religion nichts anders, als die öffentliche Lehre im Gegensatz jener geheimnißvollen gewesen sey, denn unter allen damaligen Völkern waren die Israeliten das einzige, das den Schöpfer des Weltalls zum Gegenstand seines öffentlichen und Nationalgottesdienstes gemacht hatte. Ihre Religion in Egypten war die Volksreligion des Landes — Vielgötterey, und noch lange hiengen sie derselben an, bis sie endlich den Jehovah als den Gott ihrer Väter annahmen, so wie damals jedes Volk einen eigenen Schutzgott zu haben glaubte. Die Eigenschaften des mosaischen Jehovah, z. B. „Er ist einzig und von ihm selbst und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Daseyn schuldig“ oder die viel sagenden Worte: „Ich bin, der ich bin“ oder endlich: „Ich bin alles, was ist, war und seyn wird“ waren den Eingeweihten in Egypten bereits eher bekannt, als sie es den Israeliten wurden. So wie dort vor der Einweihung eine feyerliche Reinigung vorausgieng, mußten auch die Israeliten ihre Kleider waschen und sich durch Enthaltsamkeit vorbereiten, in den Bund des Herrn zu treten. Ihre Reise war die Prüfungszeit, während welcher sie — gleich den Einzuweihenden — viele Gefahren zu überwinden hatten. Ihr Gottesdienst wurde nun völlig sinnlich, mit ungemein vielen Ceremonien überladen, die Beschneidung (auch ein Theil der egyptischen Geheimnisse) eingeführt und dies können wir die kleinern Mysterien

der Israeliten nennen, wobey jeder zugelassen wurde, aber die größern wurden nur einer auserwählten Anzahl zu Theil. Diese erkannten, jene glaubten blos, jene erstern regierten das Ganze, diese gehorchten. Die regierenden allein wußten, was es mit den Erscheinungen am Horeb, und auf Sinai für eine Beschaffenheit habe, die gehorchenden glaubten: Jehovah allein sey ihr unmittelbarer Regent, die Priester und Leviten seine Vertrauten, die Mittelspersonen zwischen Herrn und Volk. Nur die Priester durften das Heiligthum betreten und der Hohepriester allein das allerheiligste, — das Volk war hievon ausgeschlossen. Jene kannten den Sinn und Zweck der Ritualgesetze, das Volk staunte beydes nur in den Sinnbildern, der Bundeslade, den Cherubinen, dem Urim und Thumim u. s. w. an, ohne daß es über deren innere Bedeutung Rechenschaft geben konnte.

2) Die eleusinischen Mysterien.

Aus Egypten kamen die Mysterien nach Griechenland und von allen sind diejenigen die merkwürdigsten, die zu Eleusis zu Ehren der Ceres und Proserpina gefeyert wurden. Auch sie wurden in die großen und kleinen getheilt, wozu noch die Reinigungen kamen. Die letztern mußten den kleinern Geheimnissen vorausgehen und diese waren eine Vorbereitungsstufe zu den größern. Die Reinigungen waren eigentlich eine Vorbereitung zur Aufnahme überhaupt. Der Suchende wurde über die Heiligkeit der Mysterien belehrt, die Glückseligkeit, die seiner harre, wurde ihm sehr glänzend geschildert, überhaupt seine Erwartung sehr

in Spannung gesetzt. Nach diesem führte man die Einzuweihenden an die Ufer des Ilyssus, der eben darum der Göttliche hieß, stellte sie auf Thierfelle, bekränzte sie mit Blumen und besprengte sie mit Wasser. Wer die Reinigung bekommen hatte, wurde nun zu den kleinern Geheimnissen zugelassen und von den Vorstehern der Geheimnisse übernommen. Unter diese Vorsteher gehört 1) der oberste Hierophant, (Vorzeiger des Heiligthums) oder Mystagog, (Führer der Eingeweihten); 2) der Oberfackelträger, Daduchos; 3) der Herold, Hierokeryx, und 4) Epibomo, der Priester, der am Altar diente. Der Mystagog stellte den Demiurgos oder Weltschöpfer vor, der Daduchos die Sonne, der Herold mußte durch seinen Ruf, ehe die Ceremonien anfiengen, die Ungeweihten (Profanen) entfernen und der Epibomo trug die Zeichen des Mondes. Die Art der Einweihung zu beschreiben, wäre hier zu weitläufig, und ich erinnere blos im Allgemeinen, daß viele geheimnisvolle Feyerlichkeiten dabey vorgiengen, welche bey der eigentlichen Feyer der Mysterien neun Tage dauerten. In diesen kleinen Geheimnissen wurde der Raub der Proserpine und das Suchen der Ceres nach ihrer Tochter dramatisch vorgestellt, so wie überhaupt in allen Mysterien die Geschichte derjenigen Gottheit, welcher sie geweiht waren, dargestellt wurde, z. B. in den Orgien die des Bachus, in den Mysterien der Isis die Ermordung des Osiris durch den Typhon u. s. w. Auf diese dramatischen Vorstellungen folgten die Belehrungen, z. B. von dem künftigen Zustand der Verstorbenen, doch dies eigentlich erst in den größern Mysterien, wozu

man aber erst nach einem Jahr kommen konnte. Auch hier wurden nicht alle Aufgenommenen in das innerste Heiligthum gelassen, sondern nur die ganz treu erfundenen und auch dieses nur stufenweise. Bey den kleinen Geheimnissen waren Ceremonien und Feyerlichkeiten die Hauptsache, bey den größern Darstellung der Wahrheit ohne Hülle und dies war es, was die Alten für das Höchste alles Wissens und den Innbegriff der erhabensten Kenntnisse angesehen haben. Das erste, was die Eingeweihten erfuhren, war: daß die Volksreligion nichts als Irrthum und Betrug sey, ein bloßes Bild, hinter dem die Wahrheit sich verberge. Jupiter, Juno und die hundert andern Götter und Göttinnen seyen keine wirklichen Götter, sondern sterbliche, aber verdiente Menschen gewesen. So kamen die Eingeweihten, nachdem die Hülle des Irrthums und Aberglaubens von ihnen weggenommen war, zum freyen und ungehinderten Anschauen der Wahrheit und man nannte sie daher Epopten. Auch Naturkenntnisse waren Gegenstände der höhern Mysterien zu Eleusis, man erfuhr in dieser Rücksicht ebenfalls vieles, was das Volk nicht wußte, und als der Irrthum enthüllt und als ein Nichts dargestellt war, dann erfuhr man das Bessere, eine Menge wirklicher Wahrheiten, die der große Haufe nicht faßte und für die nur die heller Denkenden und Vorurtheilfreyen empfänglich waren. Waren die erdichteten Götter vom Thron gestürzt, dann wies man auf den einzigen wahren Gott, den Urheber und Regierer aller Dinge. Der unbekannte Gott, dem die Athenienser einen Altar gebaut hatten, war zuverläßig kein anderer, als der, von dem man in den

Mysterien lehrte, daß er der einzige und höchste sey.

Neben der Betrachtung der Werke der Natur, waren auch Astronomie, Naturgeschichte und andres Gegenstände geheimer Wissenschaften, wiewohl mehr in Egypten, als in Griechenland, denn in letzterm lehrte man diese schon öffentlich. Endlich ist wohl ausser Zweifel, daß die Eingeweihten auch in den Grundsätzen der Tugend und des Wohlverhaltens unterrichtet wurden, indem man von ihnen durchaus ein unsträfliches Leben forderte. Die Lehren von Gott und der Unsterblichkeit der Seele führten ganz natürlich auch auf die Pflichten, die man Gott, sich selbst und andern Menschen schuldig sey.

Alle Lehren, die man zu Eleusis erhielt, wurden in geheimen Schriften aufbewahrt, die man äusserst verborgen zwischen zwey Steinen hielt, die nur der Hierophant vorlesen durfte, der sie dann wieder in ihr marmornes Behältnis legte. Auf den Verrath derselben war die Todesstrafe gesetzt und der schrecklichste Fluch der Priesterschaft. Wer nicht in die Mysterien, wenigstens in die kleinern, eingeweiht war, wurde verachtet und für einen niedrigen Menschen gehalten, ja ein schlechter Mensch, wie z. B. der römische Kaiser Nero, durfte es selbst nicht wagen, sich zur Einweihung zu melden.

Ueber den Ursprung der eleusinischen Geheimnisse herrschte bey den Alten die Volksmeynung: Ceres selbst habe sie, nebst dem Getreidbau den Einwohnern von Attika gelehrt, als sie von denselben auf ihrer betrübten Wanderschaft, auf welcher sie ihre geraubte Tochter suchte, gastfreundlich aufgenommen und bewirthet worden sey. Wahrscheinlicher ist, daß Ce-

res die Athenienser durch den Unterricht, den sie ihnen in den Künsten des Lebensunterhalts ertheilte, aus dem Stande der Wildheit in Gesellschaft vereinigt, daß man dieser großen Wohlthäterin zu Ehren diese Feste veranstaltet habe, und die heiligsten Lehren dadurch dem Auge des Pöbels verhüllt habe.

Man kann zu den vorzüglichern Mysterien noch die Mythra-Geheimnisse der Perser und den Bund des Pythagoras zählen. Was wir von jenen wissen, ist sehr wenig und besteht größtentheils nur in den Feyerlichkeiten der Einweihungen, die mit den eleusinischen viele Aehnlichkeit haben, nur daß die Prüfungen der Neulinge noch weit härter waren; von diesen haben wir das vornehmste bereits in dem Abschnitt „Pythagoras" gelesen. Wir können also nur noch kurz vom Verfall und Ende der Mysterien reden. Es wirkten viele Dinge zusammen, das Ende von Anstalten herbeyzuführen, die bey den Alten einst in so großer Hochachtung stunden. Als die Griechen in Egypten ein vorzügliches Ansehen erhielten, vermischten sie, wie schon oben gesagt wurde, ihre Religion mit der der Eingebohrnen, und so entstund ein Ding, von dem man selbst nicht mehr recht wußte, was es seyn sollte. Unter der Regierung der Ptolomäer verlor die Priesterschaft, in deren Händen sich in Egypten allein die Mysterien befanden, allen Einfluß; Fremde drangen sich in dasselbe ein, brachten ihre religiösen Ideen mit und diese verschlangen die ältern dergestalt, daß diese letztern endlich ganz verschwanden. Die Geheimnisse des Pythagoras hörten auf nach der gewaltsamen Zerstörung des Bundes. Am längsten erhielten sich die eigentlich griechi-

schen; als aber auch in diese, wie in jedes Menschenwerk, sich Unordnungen eindrängten, als man anfieng, die Geheimnisse um Geld zu verkaufen, die man sonst umsonst ertheilt hatte, da schlug auch ihnen die Stunde der Auflösung. Im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt wollte der Kaiser Valentinian alle nächtliche Zusammenkünfte und gottesdienstliche Ceremonien, folglich auch die Mysterien, abgeschaft wissen, doch wurde ihr Sturz damals noch verhindert und er geschah erst unter dem Kaiser Theodosius dem ältern durch ein Edikt vom 20. Dezember 381, nachdem die christliche Religion im römischen Reich die einzige Oberherrschaft erlangt hatte. Den letzten Stoß erlitten die Mysterien, besonders die größern, unter dem Kaiser Justinian, als die Philosophen der Alexandrinischen Schule, die die stärkste Stütze des Heidenthums gewesen waren, genöthigt wurden, das römische Reich zu verlassen und in Persien diejenige Freyheit zu suchen, die ihnen die Christen versagt hatten. So verschwanden die Mysterien von der Erde und was wir jetzt von ihnen wissen, ist großentheils nur Vermuthung, oder Bruchstück, indessen immer wichtig genug, einmal weil sie so lange die wahre Gotteskenntnis erhielten und fortpflanzten, bis sie aus dem geheimen Dunkel endlich an das helle Licht treten durfte und dann, weil es doch der Mühe werth ist, einen solchen Tempel der Vorwelt auch noch nach mehr als einem verflossenen Jahrtausend in seinen Ruinen zu bewundern, ein Institut, das man für so heilig und wegen seines Einflusses auf die Kultur der Menschheit für so ehrwürdig gehalten hat.

Druckfehler.

Seite 15	Zeile 11	„mit der es" l. m. mit der er.
— 21	—	5 (von unten) „und Schlag folgte" l. m. und Schlag auf Schlag folgte.
— 74	—	6 „Zana" l. m. Zama.
— 76	—	11 Nr. 24 „Epictetus" l. m. Demosthenes.
— 79	—	4 „sollen" l. m. sollten.
— 80	—	15 „erwarten" l. m. erwerben.
— 84	—	5 „dem Alten" l. m. den Alten.
— 93	—	8 „die Kinder" l. m. die Rinder.
— 119	—	10 „wurden" l. m. würden.
— 132	—	17 „etwas lernen zu können" l. m. daß er etwas lernen könne.
— 133	—	2 „Afterweißen" l. m. Afterweisen.
— 136	—	5 „öffentlichen" l. m. öffentlichem.
— 138	—	2 „unrechte" l. m. ungerechte.
— 196	—	3 (von unten) „entlof" l. m. entlief.
— 202	—	13 „despotischen" l. m. despotischem.
— 207	—	8 „eine Stadt" l. m. einer Stadt.

ENTHUM DER STADT AUGSBURG

8° C
Waagens
1)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagenseil, Christian Jakob,

Historische Unterhaltungen für die Jugend

Bd.: 1.

Nürnberg 1817

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 10.155 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11246569-3